

DER LANDSER

Österreich S 20,-
Schweiz sfr 2,50

Italien L. 2600 - Spanien Ptas 190,-
Niederlande flf 2,75

2,50 DM

1949

Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges

ERSTAUSGABE



H. J. Priesemeister

Feldzug im Westen

Mai 1940. – Der Weg nach Frankreich. –
Kampferlebnisse des Verfassers als Angehöriger einer Infanteriegeschützkompanie



Scan & Korrektur: Keulebernd

Ritterkreuzträger des Heeres



Hans-Otto Brandt

wurde am 3. 8. 1914 in Halberstadt geboren. Nach dem Abitur besuchte er die Hochschule für Lehrerbildung in Cottbus und war 1936 einige Monate als Lehrer tätig. Danach trat er ins Infanterieregiment (IR) 67 ein und wurde 1939 zum Leutnant der Reserve (d. R.) befördert. Zu Beginn des Ostfeldzuges (Juni 1941) Zugführer in der 10.¹ /IR 67, stieß er aus eigenem Entschluß bei Mogilew bis zur Dnjepbrücke am Südrand der Stadt vor, verteidigte diesen wichtigen Übergang 24 Stunden gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner und ermöglichte so die Einkesselung und Vernichtung starker sowjetischer Kräfte. Hierfür wurde ihm am 21. 8. 1941 das Ritterkreuz verliehen. 1942 zum Oberleutnant d. R. befördert und ins aktive Offizierskorps übernommen, erfolgte 1943 seine Beförderung zum Hauptmann. Als Kommandeur des I.²/Grenadierregiment 67, wie es jetzt hieß, fiel er am 2. 7. 1943 bei Mga/Rußland in vorderster Front.

R. S.

¹ Kompanie

² Bataillon

Feldzug im Westen

1940. – Der Kampf einer Infanterie-Geschützkompanie in Belgien, Holland und Frankreich



Der Mai des Jahres 1940 war gekommen, und zu dessen Beginn konnten die Hunderttausende von deutschen Soldaten an der Westgrenze des Reiches nur ahnen, warum sie hierher verlegt worden waren. Am 3. September 1939 hatten Frankreich und England nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen zwar den Krieg erklärt, aber bis jetzt war von der Saar bis zur Schweizer Grenze, von örtlichen Gefechtshandlungen und spärlichen Luftwaffen-Aktivitäten abgesehen, davon noch nichts zu spüren gewesen. Diesseits und jenseits des Rheins begrüßten oder beschimpften sich deutsche und französische Soldaten über den Fluß hinweg per Lautsprecher, ein Zustand, den man damals den »drolligen« – oder den »Sitzkrieg« nannte.

Doch dann, im Morgengrauen des 10. Mai, dröhnten

deutsche Bombergeschwader westwärts, trugen Ju-52-Transporter Fallschirmjäger nach Belgien und Holland, und unter ihnen begann für rund 136 Heeres- und 10 Panzerdivisionen der Marsch über die Grenzen. Zum zweiten Mal in diesem Jahrhundert waren »in Europa die Lichter ausgegangen«. Und wieder zogen Kolonnen von Feldgrauen durch Städte und Dörfer, die schon im I. Weltkrieg Opfer mörderischer Materialschlachten geworden waren und auch an riesigen Soldatenfriedhöfen vorbei. Einer von ihnen war der Autor des vorliegenden Bandes. Er gehörte zu einer Infanterie-Geschützkompanie, und was er und seine Gefährten damals erdulden und leisten mußten, hatte mit stürmischem »Blitzkrieg« sowenig zu tun wie andere Propagandaparolen jener folgenschweren Tage und Wochen. Die Schilderungen des Verfassers über den Kampf seiner bespannten Einheit mit endlosen Strapazen für Mensch und Tier, schwierigsten Einsätzen im Feuer der gegnerischen Artillerie und waghalsigen Flußübergängen mit schweren Verlusten verdeutlichen, unter welchen Bedingungen die Fronttruppe den »Sieg im Westen« hatte erringen helfen.

B.J.

Ein schöner Frühlingstag neigt sich seinem Ende zu. Friedliche Wiesen und Felder, unterbrochen von kleinen Baumgruppen. Eine untergehende Sonne wirft noch einmal abendlichen Glanz über das flache Land. Verstreut und versteckt hinter Bäumen liegen die Bauernhöfe.

Aber die Idylle täuscht. In den Stallungen und Scheunen stehen Geschütze und Pferde. Protzen und Fahrzeuge sind beladen mit Granaten und sonstigem Kriegsmaterial. Und in den vielen Gehöften haben sich seit März 1940 die Soldaten der 13. Kompanie einquartiert. Jeden Abend strömen sie aus

allen Himmelsrichtungen zu einem zentralen Stellplatz. Dort wird das Programm, das der Spieß³ mit »Parole« bezeichnet, bekanntgegeben. Heute war der Appell erst um 20 Uhr beendet, doch was diesmal bekanntgegeben wurde, klang bedrohlich nach Krieg.

Gewiß gab es diesen schon seit acht Monaten, und in Polen, Norwegen und Dänemark war die Wehrmacht siegreich gewesen. Unser Regiment jedoch, welches erst im Februar 1940 in der CSR bzw. im »Protektorat« aufgestellt worden war, kannte den Krieg nur vom Geländedienst her.

Jetzt auf einmal war die harte Wirklichkeit an unsere IGK⁴ herangetreten. Jedenfalls war bekanntgegeben worden, daß die Kompanie um 22 Uhr kriegsmäßig mit unbekanntem Ziel ausrücken müsse. Das war kurz gesagt, aber es konnte nichts anderes bedeuten, als daß der Kampf gegen Franzosen und Engländer vielleicht morgen schon beginnen würde.

In trübe Gedanken versunken schlendert ein kleiner Trupp Soldaten zwischen Viehkoppeln entlang, der holländischen Grenze und ihrem Quartier entgegen. Die sonst so lebhafte Unterhaltung auf dem Nachhauseweg ist heute verstummt. Jeder hängt seinen Gedanken nach. Auf einmal unterbricht Martin Krositz, unser Fernsprechtruppführer, die dahinbrütende Stille mit der Frage: »Wenn es gegen Frankreich und England geht, gegen die wir jetzt losziehen, ist das einleuchtend, denn die haben uns doch den Krieg erklärt. Aber warum eigentlich liegen wir dann hier Holland und nicht Frankreich gegenüber?«

Keiner weiß darauf eine Antwort. Jeder weiß nur, daß die Niederlande ein neutraler Staat sind. Warum also dieser gewaltige Aufmarsch entlang dieser Grenze, der ihnen bei ihren Übungseinsätzen ja nicht entgangen war.

³ Hauptfeldwebel, »Mutter der Kompanie«

⁴ Infanteriegeschütz-Kompanie

»Ich denke mir«, nimmt jetzt Heinz Anders, unser VB⁵-Unteroffizier, das Gespräch wieder auf, »daß Frankreich und England beabsichtigen, über Holland und Belgien den Krieg nach Deutschland hineinzutragen.«

»Wo haben Sie denn diese Weisheit her?« Walter Frahnert, unser 2. Fernsprechmann, ist richtig aufgebracht. »Die haben ihre Armeen doch bestimmt nur zur Verteidigung aufmarschieren lassen.«

»Ich habe aber so etwas im Radio gehört!«

Anders mischt sich jetzt wieder ein: »Und ich kann mir vorstellen, daß Deutschland mit einem Präventiv schlag über Holland und Belgien diesem Angriff zuvorkommen will. Genauso war es doch in Norwegen mit den Engländern!«

Das klang sogar einleuchtend, obwohl man sich nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, den Krieg in ein friedliches Land zu tragen. Aber man war Soldat und nicht nur entsprechend ausgebildet, sondern auch entsprechend geschult, auf Befehl zu kämpfen, wenn die Obrigkeit das für richtig hielt.

Alle schauen jetzt Richtung Westen, wo sich nur wenige hundert Meter entfernt die Grenze zu den Niederlanden befindet. Glutrot geht dort die Sonne unter. Ihre Strahlen tauchen Büsche und Bäume in ein zauberhaftes Licht.

»Morgen greifen wir an.« Unteroffizier Anders spricht das wie einen Befehl. »Schließlich können wir doch nicht noch ewig mit Gewehr bei Fuß hier herumstehen!«

Morgen! denkt Friese. Er hatte sich bisher noch nicht an der erregten Unterhaltung beteiligt. Wenn er es richtig betrachtete, hatte jeder recht, die Befürworter eines Einmarsches und die Gegner.

Jagemann, unser Meldegänger, hatte dazu auch eine Meinung. »Recht im Kriege ist immer so eine knifflige Frage. Bisher war es in der Geschichte immer so gewesen, daß der recht hatte, der den Krieg gewonnen hat!«

5 Vorgeschobener Beobachter

Jagemann und Friese waren im Herbst '39 zusammen eingezogen worden. Sie verstanden sich immer gut.

Inzwischen hatten die Männer ihr Quartier erreicht, einen einsamen Bauernhof. Friedlich weiden in ihrer Umzäunung Kühe davor.

Im Stall stehen unsere Zugpferde. Vier schwere Belgier werden gerade von unseren Fahrern angeschrirrt und vor die Muni⁶-Protzen gespannt. Darinnen befindet sich auch unser Nachrichtengerät.

Auch die Reitpferde werden gesattelt. Friese muß für seinen Zugführer den »Ritter« satteln.

Er muß unwillkürlich daran denken, wie er vor zwei Monaten zum IG-Zug kam. Dort fehlte noch ein ausgebildeter Fernsprechmann. Er hatte es nicht leicht, mit dem rauen Umgangston der Pferdekutscher fertig zu werden, die sich »Fahrer« nannten. Gänzlich ungewohnt war für ihn auch der Umgang mit Pferden. Aber gerade hier hatte er sich gut eingewöhnt, und der ansonsten störrische »Ritter«, den man ihm boshafterweise anvertraut hatte, wurde unter seiner Behandlung ein friedfertiges Pferd. Feldwebel Tamm war darüber sehr erfreut und gestattete Friese, daß er ihn auch ausreiten durfte.

Friese wollte sich gerade in sein Quartier zum Fertigmachen des Marschgepäcks begeben, da kam aus dem hinteren Stall ein weißes Hündchen laut bellend angesprungen. Das war »Benesch«. Der Spieß hatte ihn bei der Aufstellung in der Tschechoslowakei erstanden. Der Hund hielt sich aber am liebsten beim Fernsprechtrupp auf, wo er seinen Stammplatz auf dem Kasten der Protze hatte. Als unmilitärische Beigabe wurde »Benesch« in der ganzen Kompanie akzeptiert, obwohl er sämtliche Hunderassen jenseits des Erzgebirges in sich zu vereinigen schien.

Krositz meinte bei seinem Anblick immer, daß ihm ein

⁶ Munition

deutscher Schäferhund mit anständigem Stammbaum lieber gewesen wäre. Aber »Benesch« war nun halt mal da.

Im Quartier über dem Stall werden die paar Sachen, die ein Soldat mit sich führt, zusammengepackt. Ein großer Teil davon findet sogar noch in den Kästen der Protzen seinen Platz. Dann erfolgt noch der Abschied von unseren liebenswerten Quartiersleuten. Sie wissen nicht, wohin wir ziehen, aber sie ahnen es.

Als sich Friese in den Sattel schwingt und mit dem unruhig tänzelnden »Ritter« losreitet, winkten sie ihm noch lange nach.

Über ausgefahrenе Feldwege ziehen zwei braune und zwei gescheckte schwere Zugpferde unsere beiden schweren Muni-Protzen. Die kräftigen Belgier werden von unseren Fahrern Lank und Siebert angetrieben. Dabei gebrauchen sie auch jetzt wieder ordinäre Ausdrücke. Sie behaupten Friese gegenüber aber jedesmal, mit Pferden müsse man so reden. Hinten auf den Protzenkästen sitzen die Nachrichtenleute und der Hund »Benesch«, der große Mühe hat, bei dem Gerüttle nicht abgeworfen zu werden. Dahinter trotten gemächlich zwei Reiter.

Man schreibt den 9. Mai 1940!

Noch vor der Stellzeit erreichen sie wieder den Appellplatz. Hier warten schon unsere beiden 7,5-cm-Geschütze mit Fahrern und Pferden. Dahinter stehen die Geschützbedienungen mit ihren Geschützführern. Zwischen ihnen erkennt man Feldwebel Tamm, der bereits auf seinen »Ritter« wartet. Auch unser neuer Zugführer, Leutnant Rödiger, steht mitten unter seinen Leuten. Polternd kommen in der langsam hereinbrechenden Nacht der 2. und 3. Geschützzug über das Kopfsteinpflaster angezogen.

Schließlich werden die beiden schweren 15-cm-Haubitzen sechsspännig auf den Hof gezogen. Es ist genau 22 Uhr. Da kommt Hauptmann Rohn hoch zu Roß. Vom Spieß wird

befohlen, daß die Mannschaften sich zwanglos um ihren Hauptmann scharen sollten, er hätte etwas Wichtiges zu vermelden.

Es ist totenstill auf dem Hof. Nur im Hintergrund hört man das leise Schnauben der Pferde. Gesichter sind bei der Dunkelheit kaum noch zu erkennen. Licht darf keines gemacht werden. Eine feierliche Stimmung hat alle ergriffen.

»Soldaten der 13. Kompanie«, hört man jetzt den Hauptmann sagen. »Morgen früh um 5.30 Uhr tritt das deutsche Westheer im Zusammenwirken mit der Luftwaffe in breitester Front zum Kampf an. Angesichts einer unmittelbar bevorstehenden französischen und englischen Kriegsausweitung auf belgisches und holländisches Gebiet wird der unvermeidliche Einmarsch auch in diese Länder erfolgen. Da auch Belgien und Holland an ihrer Grenze starke Truppenkontingente zusammengezogen haben, kann es zu schweren Kämpfen kommen. Ich verlasse mich auf euren Kampfgeist und hoffe, daß ihr die kommenden Gefechte siegreich besteht!«

Dann wird der Tagesbefehl des Führers an die Soldaten der Westfront verlesen.

Er beginnt, daß die Stunde des entscheidenden Kampfes gekommen sei. Ausführlich wird angeführt, daß Frankreich und England die Schuld an diesem Kriege tragen. Beide hätten immer wieder versucht, die Einigung Deutschlands zu verhindern und ihm seine Lebensgüter und Lebensrechte zu verweigern. Jetzt sei man sogar dazu übergegangen, Belgien und Holland in die Angriffspläne gegen das Reich einzubeziehen.

»Damit ist die Stunde nun für euch gekommen. Der heute beginnende Kampf entscheidet das Schicksal der deutschen Nation. Tut eure Pflicht. Das deutsche Volk ist mit seinen Segenswünschen bei euch!«

Inzwischen ist es stockdunkle Nacht geworden. Das Regiment marschiert auf Nebenstraßen in Richtung Goch. Die IGK ist aufgeteilt auf die Bataillone. Wir gehören dem ersten Bataillon an, das wahrscheinlich auch den ersten Ansturm gegen die Holländer durchführen muß.

Von der Hauptstraße vernimmt man, wenn mal wieder angehalten werden muß, ein pausenloses Dröhnen von Motoren. Sogar Kettengerassel von Panzern ist zeitweise zu vernehmen. Die Division sammelt in Goch.

Je näher wir dem Ort kommen, um so langsamer geht es voran. Um so eindrucksvoller erkennen wir aber auch trotz Dunkelheit die hier versammelte Streitmacht.

Auf der Straße stehen Panzer vom Typ II und III. Sogar ganz schwere vom Typ IV, die wir vorher noch nie gesehen haben, sind dabei.

Vor uns stehen die Lafetten und Rohre unserer 21-cm-Langrohrgeschütze, gezogen von schweren 12-t-Zugmaschinen. Dazwischen immer wieder Lkw und Mannschaftstransportfahrzeuge.

»Ein so starker Haufen müßte doch jeden Gegner werfen.« Martin Krositz ist offenbar sichtlich beeindruckt.

Walter Frahnert muß ihm aber gleich wieder einen Dämpfer geben. »Und wir«, sagt er, »marschieren noch mit unserer Zigeunerartillerie und Hottehühgespannen wie zur Zeit der letzten Kaisermanöver!«

Es ist inzwischen 1 Uhr nachts. Der neue Tag hat begonnen. Trotz der aufmarschierenden waffenstarrenden Phalanx herrscht in Richtung Westen, wo die holländische Grenze zu vermuten ist, absolute Stille.

»Die scheinen wirklich nichts zu merken, oder?« wendet sich jetzt Friese an seine herumstehenden Kameraden. Aber darauf kann ihm keiner eine Antwort geben.

Nach einer Weile des Wartens kommt wieder Bewegung in die erstarrten Marschkolonnen. Leutnant Rödiger kommt

zurück zum Zug und erklärt die neue Marschrichtung. »Jetzt geht es genau in Richtung Westen auf die holländische Grenze zu. Dabei dürfen wir nur vorgegebene Feldwege benutzen. Die Straßen sind ausschließlich den motorisierten Einheiten vorbehalten.«

Die Infanteristen formieren sich zum Weitemarsch. Unsere Gespanne ziehen an. Friese und Krositz sitzen auf dem Protzenkasten und starren unablässig in Richtung Grenze. Es geht schon langsam auf den Morgen zu. Rückwärts im Osten ist ein erster blasser Schimmer am nächtlichen Himmel zu erkennen.

Da zuckt voraus in westlicher Richtung ein greller Feuerblitz auf. Kurz darauf folgen die Schallwellen einer gewaltigen Explosion. Gleich darauf blitzt und knallt es wieder.

»Jetzt scheint der Holländer zu merken, was wir gegen ihn vorhaben, und sprengt alles, um unseren Einmarsch zu erschweren!«

Anders war zu unserer Protze herangeritten und blickt nun genauso fassungslos auf den jetzt pausenlos durchblitzten Horizont wie wir alle.

»Mein Gott, die machen doch alles selber kaputt«, meint Frahnert.

»Dann brauchen wir es nicht kaputtzumachen«, nimmt jetzt Anders wieder den Faden auf, »das ist halt nun mal so in einem Krieg. Immer wieder eine beschissene Angelegenheit. Möchte lieber daheim alt werden, als hier vielleicht schon morgen ins Gras beißen zu müssen.«

»Es reicht schon, wenn sie dir so einen verpassen«, mischt sich jetzt unser Sanitäter, Unteroffizier Maier, in das Gespräch.

Er hatte sich auf dem Rücksitz der Protze neben unserem Maskottchen »Benesch« niedergelassen und raucht wieder mal seine unvermeidliche »Karo«. Dabei hält er bei jedem Zug die hohle Hand über den Glimmstengel, damit er sich nicht an die Holländer verrät.

Die Zigaretten staubt er meist von Friese ab, den er jeden Tag mit der Bemerkung »Haste nich' 'ne Zigarette?« nervt.

Friese als Nichtraucher gibt ihm seine Zuteilung trotzdem gern, weil er sich immer wieder sagt, daß er den Sani Kurt Maier vielleicht einmal gut brauchen kann.

Im Westen irrlichtert der Horizont weiterhin.

Sie kommen der Grenze näher, und das Krachen der Sprengungen ist jetzt ganz deutlich zu hören. Die Feldwege werden immer enger, und das Lenken der Pferde erfordert höchste Aufmerksamkeit. Zweimal sind wir schon an den Begrenzungen der Weidekoppeln hängengeblieben.

Es ist der 10. Mai, 05.40 Uhr, als unser Geschützzug über die Grenze fährt. Nur zwei in den entsprechenden Landesfarben gestrichene Grenzpfähle markieren, daß wir uns jetzt auf niederländischem Territorium befinden. Es sieht auf der anderen Seite genauso aus wie bei uns. Wiesen und Viehkoppeln, wohin das Auge blickt. Nur vor uns in westlicher Richtung baut sich eine Baumbarriere auf, die das Blickfeld einengt.

Wieder geht der Feldweg um eine Ecke, und wieder bleibt unser Gespann zwischen der vorderen und hinteren Protze an einem Weidepfahl hängen. Diesmal hat sich sogar der Stacheldraht in den Speichen verfangen. Mühsam beseitigen Friese und Frahnert den Draht.

Als das bei der nächsten Ecke wieder passiert, ist es bei Friese mit der Beherrschung vorbei. Wütend wendet er sich an Siebert. »Du elender Krümperfahrer, wo hast du nur Geschirrzug fahren gelernt? Das ist doch klar, daß du erst anziehen darfst, wenn dein Stangenfahrer um die Kurve ist. So ziehst du doch die Deichsel jedesmal zu früh in die Kurve. Da muß man ja hängenbleiben!«

Oben auf seinen Spitzengpferden holt Siebert zum Gegenschlag aus. »Für dich bin ich immer noch der Gefreite

Siebert, du junger Spund! Willst wohl einem alten Pferdemann was vormachen?«

Friese will noch etwas sagen, aber er kommt nicht mehr dazu. Auf einmal ist die Luft nämlich von einem bedrohlichen Rauschen erfüllt. Krachend und klirrend schlagen zwei Granaten in unmittelbarer Nähe ein. Zwei riesige Schmutzfontänen gehen auf der Wiese hoch. Splitter surren gefährlich nahe vorbei.

Siebert ist mit einem Satz vom Pferd. Sprachlos und blaß steht er jetzt neben Friese. Und auch der scheint den Händel von vorhin jetzt vergessen zu haben.

Da rauscht es wieder heran. Jetzt springt auch Lank aus dem Sattel. Aufgebracht schreit er Friese an: »Da geht der Krieg los, und ihr Flaschen regt euch wegen so einem Quatsch auf!«

Auch von den Protzen sind sie jetzt abgesprungen. Alles steht und schaut gebannt auf die Stelle, wo jetzt wieder in unmittelbarer Nähe zwei düstere Rauchpilze auf der Koppel stehen. Der beißende Geruch der berstenden Granaten zieht bis zu den Gespannen herüber. Eisensplitter und Dreckbrocken zischen vorbei.

Wieder kommt es angerauscht. Diesmal hauen die Granaten auf der anderen Koppel gegenüber ein. Das hat zur Folge, daß die Mannschaften nun auf die andere Seite der Protze springen, um nichts von dem Splitterregen abzubekommen.

Alle stehen jetzt hinter der Protze. Martin Krositz äugt in den langsam verziehenden Pulverrauch. »Erst links von uns, jetzt rechts. Paßt auf, die nächste Lage ist genau mitten unter uns!«

Aber die nächste Lage kommt glücklicherweise nicht. Der Artilleriebeschuß hat aufgehört. Dafür hört man immer stärker anschwellendes Infanteriefeuer.

»Aufsitzen, es geht weiter!« wird durchgegeben.

Da kommt Feldwebel Tamm angeritten. Er hatte vorher von dem Streit zwischen Friese und Siebert gehört, und er gibt Friese recht.

»Sie, Siebert, laufen jetzt nebenher und lassen Friese die Spitzengpferde reiten!« Friese nickt, fühlt sich aber nicht ganz wohl in seiner Haut.

Plötzlich ruft Krositz: »»Benesch« ist weg!«

Tatsächlich ist der Hund weder auf der Protze noch im näheren Umkreis zu sehen. Da fängt Tamm an zu lachen und zeigt unter die Protze. Da liegt ganz flach, lang ausgestreckt und zitternd unser »»Benesch«.

»Seht ihr«, sagt Tamm, »das ist der einzige, der es richtig gemacht hat. Wie oft habe ich mit euch »volle Deckung« geübt. Und was habt ihr gemacht, als die Granaten einschlügen? Dumm aus der Wäsche geguckt. Ihr werdet es auch noch lernen!«

Die nächsten Ecken werden, ohne anzustoßen, bewältigt. Das Infanteriefeuer vor uns wird immer stärker. Deutlich sind jetzt unsere MG 34 auszumachen. Ihre schnelle Schußfolge wirkt wie der Knall einer Peitsche. Jetzt ist auch das Plopp-plopp der Abschüsse unserer Granatwerfer zu hören. Die Spitze des Bataillons muß auf stärkeren Widerstand der Holländer gestoßen sein.

Noch ist nichts zu sehen, weil eine dichte Baumgruppe die Sicht nach vorn nimmt. Es geht nur noch langsam und immer wieder stockend voran.

Auf einmal hören wir hinter uns in der Luft ein anschwellendes Dröhnen. Deutsche Bombenflugzeuge, umkurvt von zahlreichen Jagdflugzeugen, kommen in enger Formation angeflogen. Leutnant Rödiger erklärt uns, daß die Bomber feindliche Flughäfen im Hinterland anfliegen, um dort Flugzeuge am Boden zu zerstören. Das wäre nötig, denn sonst könnten wir nicht so offen aufmarschieren.

Frahnert versucht mitzuzählen. Bei siebzig kommt er durcheinander, und vermutlich sind es noch viel mehr.

Jetzt stehen wir endgültig fest. Diesmal jedoch auf einer Straße mit festem Untergrund. Wieder dröhnt es in der Luft.

Wieder erkennen wir über hundert Bombenflugzeuge. Irgendwo setzt Flak-Beschuß ein, aber unbeirrt ziehen die Kampfflugzeuge ihre Bahn. Wenig später ist mit dröhndem Gebrumm ein neues Geschwader am morgendlichen Himmel zu sehen. Diesmal sind es Transportmaschinen. Sie sollen, wie man hört, an strategisch wichtigen Punkten Fallschirmjäger absetzen.

Friese hat inzwischen Siebert wieder auf seine Pferde aufsitzen lassen. Leutnant Rödiger wird zum Bataillonsgefechtsstand gerufen. Als er zurückkommt, geht er in Begleitung von Feldwebel Tamm und Unteroffizier Anders zu den Schützenkompanien. Jagemann als Melder und Friese mit dem Nachrichtengerät sollen folgen. Wahrscheinlich müßte indirekt geschossen werden, und da brauchte man eine Fernsprechleitung zur B-Stelle⁷.

Jagemann und Friese hasten hinterher. Jenseits der Baumgruppe ist der Teufel los. Gewehrgeschosse, MG-Garben und immer wieder Querschläger vereinigen sich zu einem wüsten Geknatter. Dazwischen aufheulend mit klirrendem Krachen die Einschläge der Granatwerfer. Ein großer Teil der Geschosse detoniert auf einer bewaldeten Anhöhe, die aber kaum besetzt zu sein scheint. Jenseits der Straße, auf der jetzt die Infanterie gruppenweise vorrückt, erkennen wir einen langen Drahtzaun. Er gehört zu einem mit viel Buschwerk bestandenen Grundstück, in dessen Mitte sich eine Hühnerfarm befindet.

Hinter Zaun und Buschwerk findet man einigermaßen Deckung, zumindest gegen Feindeinsicht. Alle verschnaufen hier erst einmal, bevor sie im Laufschritt in das freie Wiesengelände vorrücken.

Im Schutz dieses umzäunten Buschgeländes finden sich auch die ersten Verwundeten ein. Ein Arzt und einige Sanitäter

⁷ Beobachtungsstelle

richten dort einen Verbandsplatz ein. Eine große Rotkreuzfahne wird in den Boden gesteckt.

Friese hat inzwischen das Ende der Umzäunung erreicht und sieht vorsichtig hinter der Deckung hervor. Weit öffnet sich der Blick über Wiesen und Felder. Dort hinten im Dunst müßte der große Fluß, die Maas, liegen. Aber dort hinten, wo sich die Maas befindet, liegen auch die Holländer und verteidigen sich zäh. Jedenfalls blitzt es dort in etwas ansteigendem Gelände unablässig auf.

Die mit Bäumen bestandene Straße markiert jetzt unsere Frontlinie. Daneben, im Straßengraben liegend und aus allen Gewehren feuерnd, sind unsere Infanteriekompanien in Stellung gegangen. Gerade fällt wieder krachend eine Schütté von Granatwerferprojektilen auf Straße und Wiese davor.

Das also ist die HKL⁸, wie es im militärischen Sprachgebrauch heißt, fährt es Friese durch den Kopf. Noch immer kauert er in der Deckung des Buschwerks. Hinter ihm starrt Jagemann in das Inferno. Da erkennen sie im Straßengraben Leutnant Rödiger und Feldwebel Tamm, die sie heranwinken.

Geduckt schleichen sie sich in dem niedrigen Graben an. Tamm teilt ihnen mit, daß direkt geschossen werden solle. Und zwar müßten, um geeignetes Schußfeld zu haben, unsere beiden Geschütze noch vor der Infanterie in Stellung gehen. Dazu sollten unsere Fahrer diese im Geschirrzug schnellstens an die vereinbarte Stelle bringen. Jagemann solle den Befehl übermitteln und Friese die beiden Geschütze vorn an der Ecke samt ihren Gespannen einweisen.

Tamm und Anders springen auf und rennen auf den Kugelhagel zu. Nach etwa 50 Metern gehen sie in einer kleinen Senke auf der Wiese in Deckung. Dort suchen sie jetzt mit ihren Ferngläsern nach den gegnerischen Feuerbereichen. Auch der Leutnant springt den beiden hinterher und erreicht

⁸ Hauptkampfflinie

unversehrt die Senke.

Da kommen auch schon unsere beiden Geschützzüge in Sicht.

In der Deckung des Gebüschs der Hühnerfarm läßt Friese sie noch einmal anhalten. Dann weist er die beiden Geschützführer Herrmann und Hagemüller sowie die Fahrer ein: »Dort vorn auf der sumpfigen Wiese in der Senke, wo ihr den Feldwebel und Anders liegen seht, müßt ihr im Bogen rechts und links von den beiden die Geschütze auffahren und dann mit den Gespannen schleunigst wieder weg!«

Sie haben es kapiert. Aber sie wissen auch alle einschließlich der Geschützbedienungen, was da auf sie zukommt. »Gnade uns Gott«, spricht jetzt Hagemüller das aus, was alle denken.

Vorn winkt bereits Feldwebel Tamm, daß sie kommen sollen. Das erste Geschütz zieht los, 10 Meter dahinter das zweite. Hoch zu Roß auch die Geschützführer. Im Galopp überwinden sie die kurze Strecke. Die Räder sinken tief im Wiesenboden ein. Mit weit vorgestreckten Köpfen, Schaum vor den Nüstern, ziehen unsere schweren Pferde im Arbeitsgalopp ihre schweren Lasten durch die weiche Erde, hart angetrieben von den Fahrern. Die Protzen werden mit den aufgesessenen Mannschaften durchgeschüttelt. Ein Kugelregen konzentriert sich auf sie, und doch reiten sie weiter und schwenken sogar noch in einen Bogen ein, so daß die Geschütze jetzt feindwärts zeigen. Eine tolle Leistung.

Die Geschützbedienungen springen ab, koppeln blitzschnell die Geschütze ab, Munitionskörbe fliegen aus der Protze. Die Fahrer nehmen die Reitpferde der Geschützführer am Zügel, und ab geht die wilde Jagd zurück in die Deckung der Hühnerfarm. Das war eine großartige Leistung, bei der jeder Handgriff saß. Alle haben es gesehen, und nicht einmal einen Verlust hatte es bei diesem gefährlichen Ritt gegeben. Wahrscheinlich hatte der Vorgang die Holländer ebenso beeindruckt, denn erst jetzt setzt um so wütender ihr

Abwehrfeuer wieder ein. Bis zu uns ist zu hören, wenn ihre MG-Garben auf die Schutzschilder der Geschütze prasseln. Vor allem ihr Granatwerferbeschuß konzentriert sich wieder auf die Wiese. Überall dort und auch jenseits der Straße sieht man die Rauchpilze aufsteigen, danach schwarzbraune Flecken im Wiesengrün.

Wir beobachten weiterhin das mutige Verhalten unserer Geschützbedienungen. Jagemann hat einen Spaten mitgebracht und buddelt mit erstaunlichem Geschick an einem Deckungsloch für uns beide. Das ist auch nötig, denn das Granatwerferfeuer wird jetzt weiter nach hinten verlegt.

Vorn bei den Geschützen sind sie schutzlos dem Feuer ausgeliefert. Leutnant Rödiger und Anders haben jetzt die Ziele ausgemacht. An den Richtgeräten der Geschütze knien die Schützen 1 und suchen die vom Geschützführer zugerufenen Ziele.

»Feuerbereitschaft!« wird Feldwebel Tamm gemeldet.

»Entfernung 800 Meter, Feuer frei!« schreien die Geschützführer.

Fast zugleich knallt es zweimal auf. Die Kartuschen fliegen heraus. Es muß nachgerichtet werden, eine geringfügige Korrektur. Sie haben das Ziel jetzt genau im Fadenkreuz. Wieder ein Abschußknall. Dann sieht man drüben beim Gegner einen grellen Feuerblitz und eine Glutwolke hochgehen. Gebälk und schwarzer Rauch schießen aufwärts.

»Volltreffer!« konstatiert Jagemann, der inzwischen mit Graben aufgehört hat und mit Friese hinter der Gebüschecke das Schießen verfolgt.

Direkt hinter ihnen bei der kleinen Anhöhe haben sich immer mehr Verwundete eingefunden. Manche werden von Kameraden gestützt, und manche müssen sogar in Zeltplanen getragen werden. Zwei Ärzte kümmern sich jetzt unablässig um die teilweise mit furchtbaren Wunden ankommenden Opfer der Schlacht. Sie werden von hilfsbereiten Trägern in die

Deckung der Baumgruppe weiter hinten getragen, wo bereits Sankras⁹ zum Weitertransport bereitstehen.

Da entdecken Friese und Jagemann unter dem Sanitätspersonal auch ihren Sanitäts-Unteroffizier Maier, der gerade einen Infanteristen an der Schulter verbindet. Indessen hört man unsere beiden Geschütze unablässig schießen. Wieder geht drüben durch Volltreffer ein Kampfstand hoch. Aber auch der Holländer feuert mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kampfmitteln zurück. Jetzt deckt er unsere HKL auch wieder mit Artilleriebeschuß ein. Ein scharfes, helles Pfeifen, ein donnernder Krach, Erde, Dreck, Steine, Grasbatzen werden hochgerissen und prasseln auf uns nieder. Granatsplitter surren durch die Luft.

Noch immer speien trotz unseres gutliegenden Feuers die Bunker und Feldbefestigungen am Maas-Ufer Tod und Verderben in unsere festliegenden Angriffsreihen. Unser Hühnerfarmgelände und der VP geraten unter Beschuß, das Gebäude muß geräumt werden.

Plötzlich schreit vorn Unteroffizier Hagemüller. Er springt auf und bricht sofort zusammen. Ein Gewehrgeschoß hat ihm den Arm zertrümmert. Blut spritzt auf. Friese und Jagemann rufen nach Unteroffizier Maier, der gerade mit einem anderen Sanitäter eine stark blutende Oberschenkelwunde abbindet. »Kurt, du mußt helfen, vorn hat es Hagemüller erwischt.«

Der Weg zu den Geschützen ist ein Gang durch die Hölle. Überall schwirren und pfeifen Infanteriegeschosse herum, dazu mit klirrendem Getöse die Einschläge der Granatwerfer mit ihrem riesigen Streubereich kleiner Eisensplitter, schwarze, unheimliche Rauchfontänen hinterlassend.

»Ich geh' allein«, schreit uns Maier zu, »sonst geht ihr womöglich auch noch hops!« Danach verschwindet er im abziehenden Pulverrauch eines Granateinschlages. Tatsächlich schafft er es. Wir springen ihm entgegen und helfen ihm beim

⁹ Sanitätskraftwagen

Wegtragen des verwundeten Kameraden. Ein Gewehrsgeschoß hatte seinen Arm vom Handgelenk bis zum Ellenbogen aufgerissen. Ein furchtbarer Anblick, die stark blutende Pulsader, zerfetztes Fleisch und Knochenteile. In der Deckung des Zaunes kippt er um. Ein Arzt nimmt sich sofort seiner an.

Der Gefechtsverbandsplatz zieht schon nach hinten um. Unteroffizier Maier führt jetzt seinen schwerverletzten Freund Hagemüller zum Abtransport weiter nach hinten. Zu Friese und Jagemann sagt er noch: »Ihr sollt sofort mit Munition zu den Geschützen kommen. Die haben sich schon bald verschossen¹⁰!«

Wir hasten zurück zu den Protzen. Jeder von uns nimmt zwei Munikörbe auf. Jeder dieser Körbe enthält drei Granaten und drei Kartuschen. Es ist ein gewaltiges Gewicht, und man glaubt, daß es einem die Arme herausreißt.

Von der Ecke ab müssen wir unter Beschuß springend mit den schweren Lasten zu den Geschützen vor. Völlig ausgepumpt schmeißen wir uns samt den Granaten hinter die Holme. Dort wartet man schon auf uns.

Vier Widerstandsnester sind bereits im direkten Beschuß ausgeschaltet worden. Nur an einer Stelle scheint noch ein MG zu feuern.

Die Kameraden an den Geschützen sind völlig fertig. Ihre Gesichter sind rußgeschwärzt vom Pulverdampf der Abschüsse. Einige bluten an Händen und Gesicht – Granatsplitter. Sie rufen uns zu: »Dort liegt Anders mit Bauchschuß. Wir konnten ihm nicht helfen. Nehmt ihn bitte mit nach hinten, er kann nicht mehr laufen!«

Jagemann und Friese springen zu dem schwerverletzten Kameraden, der mit aschfahlem Gesicht zusammengekrümmt in der Mulde liegt.

Der Beschuß durch die Holländer hat jetzt merklich nachgelassen. Wir heben Anders vorsichtig auf und fassen ihn

¹⁰ keine Munition mehr

unter die Schultern. Der Schwerverwundete stöhnt leise. Die linke Hand hält er auf seinen Bauch. Jetzt lässt er sie fallen, und uns bietet sich ein schrecklicher Anblick.

Wir haben inzwischen die Straße erreicht. Anders wird immer schwerer, die Füße schleifen nach.

Da kommt uns SanUffz Maier entgegen.

»Um Himmels willen, hat es jetzt auch den Anders erwischt?«

Wir nicken stumm. »Hilf uns, Kurt«, sagt Friese, »sonst stirbt er uns noch unter den Händen!«

Hinter dem Zaun legen wir ihn hin. Maier soll ihn erst einmal verbinden, da wir ihn mit dieser furchtbaren Wunde nicht weitertransportieren können.

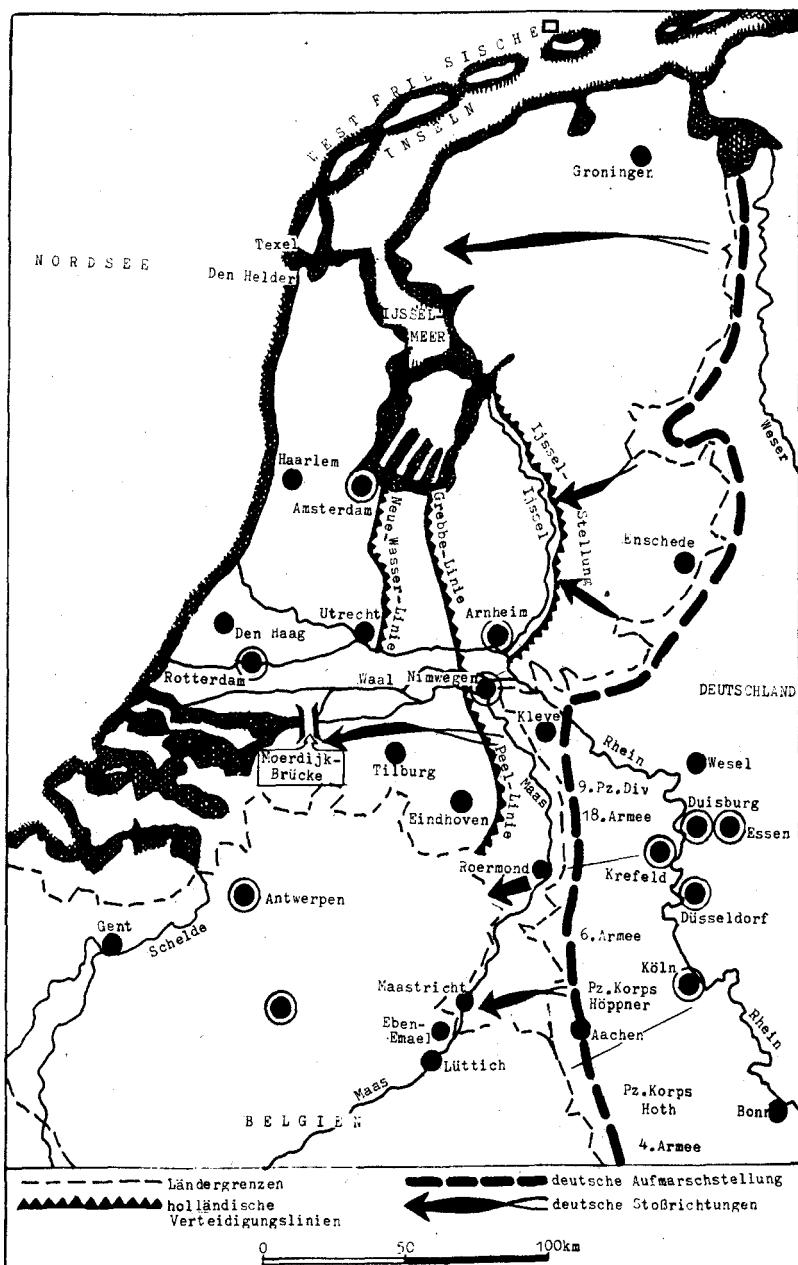
Sekunden später sieht Maier uns traurig an. »Der Heinz braucht nicht mehr verbunden zu werden – er ist tot!« Er prüft noch einmal den Puls – aus!

Heinz Anders' erstarrte Augen schauen uns an, und alle Qual dieses furchtbaren Todes scheint sich darin widerzuspiegeln. Fassungslos suchen wir nach einer Zeltplane. Am ehemaligen Verbandsplatz liegen noch genug herum. Vorsichtig legen wir unseren toten Freund hinein. Vorsichtig – obwohl es gar nicht mehr nötig wäre – tragen wir ihn nach hinten. Es ist die letzte Ehre, die wir unserem toten Kameraden erweisen können.

Hinten bei der Protzenstellung werden viele Gräber geschaufelt und auch Kreuze genagelt. Und der Krieg ist erst einige Stunden alt! Wir können aber nicht hinten bleiben, denn an den Geschützen wartet man schon wieder auf Munition. Diesmal tragen auch Krositz und Frahnert mit.

Vorn ist es merklich ruhiger geworden. Als wir wieder am Zaun der Hühnerfarm vorbeigehen, peitschen plötzlich mehrere Schüsse auf. Sofort springen wir seitlich in das Wäldchen und werfen uns hinter Bäume.

Pausenlos klatschen jetzt Gewehrgeschosse in unsere Richtung in die Stämme und in den Waldboden.



Als es wieder mal knallt, sieht Friese den Feuerstrahl des Abschusses ganz deutlich oben aus der Luke der Hühnerfarm aufblitzen.

»Eigentlich hätte man sich ja fast denken können«, ruft Jagemann herüber, »daß die da drüben diese hervorragende Deckung nutzen, um sich hier anzuschleichen.«

Friese und wir alle schießen jetzt mit dem Karabiner hinüber zur Hühnerfarm. Aber unvermittelt knallt es aus dieser Richtung weiter. Da machen sich seitwärts einige Infanteristen fertig, treten den Zaun nieder und werfen mehrere Handgranaten in Richtung Hühnerfarm. Dort knallt es einige Male furchtbar. Steine und dunkles Gebälk fliegen durch die Gegend. Dann regt sich nichts mehr, aber die Hühnerfarm brennt lichterloh.

Auch vorn im Wiesengelände ist es ruhiger geworden. Unsere Geschütze haben den letzten Widerstand gebrochen. Die Infanteriekompanien sind inzwischen bis zum Maasufer vorgerückt, ohne Widerstand. Nur vom anderen Ufer wird jetzt noch herübergeschossen.

Unsere Artillerie hat an der Straße Stellung bezogen. Mit ihren 10,5-cm-Haubitzen beschießen sie jetzt das andere Maasufer. Dort sieht man pausenlos Erdfontänen und schwarze Sprengwolken aufsteigen.

In unserer Geschützstellung wurde das Feuer inzwischen eingestellt. Die Geschützbedienungen, die vor einiger Zeit die feindlichen Befestigungen sturmreif geschossen hatten, hocken apathisch auf Holmen und leeren Geschoßkörben und warten auf die nachziehenden Protzen.

Ein heller, strahlender Frühlingstag neigt sich dem Mittag zu. Die Welt könnte so schön sein, aber es ist Krieg, und vor uns brennt der Horizont...

Gegen Mittag setzen wir über die Maas. Die Infanterie ist bereits mit Floßsäcken vor einer Stunde übergesetzt. Die

Holländer hatten gründliche Arbeit geleistet. Auch die dahinterliegenden Übergänge über kleinere Gräben und Kanäle wurden gesprengt. Wir müssen uns damit abfinden, daß es Tage dauern kann, bis unsere Pioniere die Nachschubwege so weit instand gesetzt haben, daß auch schwere Waffen nachfolgen können.

Weil unsere Infanterie jetzt vor allem beim Sturm auf die nächste Stellung die Unterstützung der Artillerie braucht, versuchen wir unsere beiden Geschütze über die Maas zu bringen. Dazu werden zwei Floßsäcke zusammengebunden und mit Brettern und Balken belegt. Darauf versuchen wir vorsichtig ein Geschütz aufzufahren. Jede kleinste Verschiebung oder Unachtsamkeit können es auf Nimmerwiedersehen in der Maas versinken lassen.

Die Floßsäcke werden von einer Seilwinde gezogen. Es ist fast wie früher auf einer Kahnfähre, nur nicht so gemütlich. Aber wir schaffen es, und beide Geschütze erreichen das andere Ufer, wo wir sie mit vereinten Kräften und mit großer Kraftanstrengung die Böschung hochziehen.

Nach uns versuchen es auch die Artilleristen. Beim vierten Geschütz bricht dann die improvisierte Fähre auseinander. Das Geschütz kann gerade noch gerettet werden.

Jetzt geht die Quälerei aber erst richtig los, denn weder uns noch der Artillerie stehen für den Weitermarsch Pferde zur Verfügung. Das heißt, daß wir die schweren Geschütze im Mannschaftszug hinter der Infanterie herziehen müssen. Und die soll sich in Beugen, einem etwa 5 Kilometer entfernten Dorf, wieder bereitstellen.

Krositz, Frahnert und Friese müssen ihr Nachrichtengerät ebenfalls tragen. SanUffz Maier und Friese erhalten Befehl, in Beugen für den Zug Quartier zu machen. Als sie sich auf den Weg machen wollen, meint Kurt Maier zu Friese, selbstverständlich nach der unvermeidlichen Frage nach der Zigarette, er hätte da eine Idee. Kurz darauf bringt er zwei

Fahrräder, die es in Holland wie Sand am Meer zu geben scheint. Das Nachrichtengerät wird auf dem Gepäcksattel verstaut, und beide fahren auf guter Straße mit ihren Fahrrädern den Kameraden voraus.

Überall sind Spuren von unserem Artilleriebeschuß zu sehen. Überall liegt zerstörtes und weggeworfenes Kriegsmaterial herum, auch zusammengeschossene Pferde.

Und dann sehen sie auch die ersten Toten. Im Straßengraben liegt ein zusammengeschossener holländischer Lkw. Maier hält und klettert auf den Laster. Nach einer Weile taucht er hinter der Plane auf und hält in jeder Hand ein Honigbrot. Bei dem Anblick der Brote fällt Friese unwillkürlich ein, daß er seit gestern abend noch nichts gegessen hat. Durst macht sich aber auch bemerkbar. Maier verschwindet wieder auf dem Lkw und erscheint kurz darauf mit zwei großen Flaschen, die ein köstliches Orangengetränk enthalten. Sie laden noch mehrere Brote und Flaschen auf ihre Fahrräder. Zigaretten jedoch finden sie, sehr zu Maiers Verdruß, keine.

Als die anderen völlig erschöpft mit ihren Geschützen in Beugen eintreffen, ist die Freude über die Honigbrote und das Getränk natürlich groß.

Aber aus der erhofften Ruhe wird nichts. Es geht weiter in Richtung Mill. Dort sollen wir gegen die Peel-Stellung vorgehen.

Wieder wird es Nacht, und wieder marschiert das Regiment. Immer noch müssen wir mühsam unsere Geschütze ziehen. Die Marschrichtung ist leicht zu finden. Dort, wo der Himmel glutrot brennt, wo ein unablässiges Flackern die Nacht erhellt, wo es pausenlos wie ein fernes Gewitter grollt, dorthin marschieren wir.

Gegen Morgen haben wir die Bereitstellungsräume erreicht. Irgendwo weiter vorn soll der Holländer in gut verschanzten Stellungen liegen. Eine Waldgruppe jedoch engt die Sicht in Richtung Mill ein.

Man beschließt, einen Stoßtrupp zur Erkundung und anschließenden Besetzung des Wäldchens vorzuschicken. Die Artilleristen wollen sich dem Stoßtrupp anschließen, um dort vorn eine B-Stelle einzurichten. Unser Leutnant erklärt, daß auch wir dort das gleiche tun wollen.

Da unser B-Stellen-Unteroffizier Anders tot ist, übernimmt Feldwebel Tamm die Feuerleitung.

Dazu muß eine Fernsprechverbindung von der Geschützstellung nach vorn gelegt werden. Friese und Frahnert folgen deshalb dem Stoßtrupp und beginnen mit dem Auslegen. Krositz, der zurückbleibt, ruft ihnen noch nach, das leichte F-Kabel locker zu verlegen, damit es bei einem zu erwartenden Granatbeschuß nicht schon allein vom Explosionsdruck reißt.

Ohne Beschuß erreichen alle das Wäldchen, das sich als feindfrei erweist. Am vorderen Waldrand zieht sich einer der typischen Entwässerungsgräben entlang, der eine gute Deckung bietet. Von hier aus hat man einen ausgezeichneten Blick auf eine kleinere Stadt – es ist Mill. Davor – allerdings nur mit einem starken Fernglas auszumachen – erkennen wir eine Reihe von Feldbefestigungen, Bunkern und Kampfständen.

Der Artillerie-VB gibt schon die ersten Werte zum Einschießen für seine vier Geschütze durch. Wir geben auf die ca. 1.500 Meter entfernte Stellung einen Probeschuß ab. Die Fernsprechverbindung nach hinten klappt.

Dann jedoch ist der Holländer am Zuge. Seine Artillerie schießt auf unsere Stellungen hinter dem Wäldchen. Einige Granaten schlagen auch in bedrohlicher Nähe bei uns ein.

Die Infanteristen beginnen sich am Grabenrand einzugraben. Das Artilleriefeuer steigert sich noch. Hinter uns gehen pausenlos mit Blitzen und Krachen die unheimlichen schwarzen Erdfontänen hoch. Zahlreiche Splitter fliegen bis zu uns vor.

Alle suchen jetzt in der Deckung des Wassergrabens Schutz. Friese jedoch bleibt oben am Rand liegen, nicht nur weil es ihm vor dem brackigen Wasser unten auf der Grabensohle graust, sondern weil er auch sein Telefon oben am Grabenrand aufgebaut hat.

Zur Kontrolle der Sprechverbindung macht er jetzt Leitungsprobe. Entsetzt stellt er fest, daß die Leitung durch den Artilleriebeschuß zerrissen ist. Das bedeutet, daß ihm ein Höllengang bevorsteht, denn der Draht muß sofort repariert werden.

Frahnert und Friese hasten los, den Draht in der Hand. Im Wäldchen haben sie noch einigermaßen Schutz. Auf der Wiese dahinter bricht dann aber das Stahlgewitter über sie herein. Heulend und zischend fahren die Granaten über sie hinweg, um mit berstendem Knall unweit von ihnen zu detonieren. Jedesmal, wenn mit giftigem Fauchen die nächste Lage angezischt kommt, um sich mit infernalischer Gewalt herabzustürzen, werfen sie sich hin und glauben, daß es das Ende ist. Aber jedesmal, wenn der finstere Rauch sich verzieht, springen sie dann wieder auf und wundern sich, daß sie noch am Leben sind. Und immer noch ist der Fehler nicht gefunden. Jetzt schlägt es hinter ihnen ein. Ein fürchterlich blitzender Keil läßt genau an der Stelle, wo sie vorher gelegen hatten, die Erde erzittern. Splitter pfeifen durch die Luft. Ein großes, heißes Sprengstück bohrt sich direkt vor Friese in den Wiesenboden.

Plötzlich ruft Frahnert, daß er die defekte Stelle gefunden habe. Friese kriecht zu ihm hin, und sie ziehen die Kabelenden zusammen. Mit dem Feldföhnsprecher probieren sie, ob die Leitung zur Geschützstellung noch mal gerissen ist, aber da meldet sich Krositz. Dorthin ist also alles noch ganz. Dann probieren sie dasselbe in Richtung B-Stelle. Tamm meldet sich. Schnell werden die Leitungsenden zusammengeknüpft und mit Isolierband umwickelt.

Wieder schlägt mit dröhnendem Krachen eine Lage in unmittelbarer Nähe ein. Sie beschließen, daß Frahnert zur Geschützstellung zurückgeht, um von dort bei Leitungsausfall die Störungssuche aufzunehmen.

Der Artilleriebeschuß ist hier in unmittelbarer Nähe der HKL stärker als weiter vorn bei ihnen. Das Telefon bleibt bei Friese.

Frahnert springt auf und rennt, gejagt von Granateinschlägen, durch die wabernden Rauchwände der Explosionen.

Als Friese wieder vorn ankommt, herrscht dort gespannte Aufregung. Die Infanteristen haben das Gewehr im Anschlag. Ein MG-Schütze hat oben auf der Böschung Stellung bezogen.

Die beiden VB beobachten angestrengt durch ihre Richtkreise die Entwicklung beim Holländer. »Es sieht so aus, als ob sie angreifen wollen«, sagt Tamm zu Friese. »Wenn sie kommen, muß bei dem bißchen Munition, das wir noch haben, jeder Schuß sitzen.«

Er rechnet wieder, dann sagt er: »Ich glaube, die haben jetzt auch die strategische Bedeutung des Wäldchens hier erkannt.«

Wie zur Bestätigung seiner Worte schlagen Granaten jetzt in dem Waldstück ein. Es ist ein einziges Krachen und Splittern. Erdfontänen schießen vom Boden auf. Eine finstere Wand aus Pulvergasen legt sich über die von Einschlägen zerhackten Bäume.

Plötzlich rufen die Infanteristen: »Feind greift an!«

Tatsächlich wogt es in 1.000 – 1.500 Metern Entfernung olivgrün in Schwarmlinie heran.

»Schneid haben die, das muß man ihnen lassen«, konstatiert Feldwebel Tamm anerkennend.

Die Artillerie, die eigentlich mit ihren Granaten die Peel-Stellung sturmreif schießen sollte, ist nun gezwungen, diese zur Abwehr des Angriffs zu verwenden.

»Wir lassen sie näher herankommen«, meint Tamm jetzt. »Hauptsache, daß die Leitung nicht wieder zerreißt!«

Friese macht laufend Leitungsprobe. Wieder einmal muß er reparieren, aber der Fehler liegt in unmittelbarer Nähe. Dann hält die Verbindung.

Die Holländer kommen näher. Da schlägt ihnen das Abwehrfeuer entgegen.

Jetzt gehen drüben bei den Angreifern die Todesfontänen hoch. Einer kleinen Gruppe gelingt es, das Artilleriefeuer zu unterlaufen. Der größte Teil der Sturmenden wird jedoch durch das massive Feuer gestoppt.

Auch unsere IGK¹¹ schießt jetzt mit. Ein kompakter Riegel von Einschlägen liegt mitten unter den Angreifern und zwingt sie zu Boden. Einige drehen um und springen zurück in die Ausgangsstellung. Es scheint, daß wir den Angriff abgeschlagen haben. Warum? Da rattert plötzlich unser MG los.

Der Feind ist doch noch verhältnismäßig weit weg. Doch dann erkennen auch wir, daß ein kleiner Trupp bis auf etwa 200 Meter an unsere Stellung herangerückt ist. Sie liegen in einer Senke und sind im Direktbeschuß mit Infanteriewaffen schlecht zu erreichen. Die Holländer haben aber auch Probleme. Zurück können sie bei dem Granatvorhang hinter ihnen auch nicht mehr, und nach weiter vorn riegelt sie unser MG ab.

Tamm will mit unseren Geschützen jetzt in die Senke schießen lassen. Die Werte sind bereits nach hinten durchgegeben, da rufen die Infanteristen vom MG-Stand: »Feuer einstellen!«

Verwundert sehen wir zu den Holländern hinüber. Hinten in einiger Entfernung gehen sie jetzt scharenweise zurück. Aber was ist mit denen da vorn in der Senke?

Friese und Tamm müssen schon weit aus ihrer Deckung heraus, um etwas zu erkennen.

Dann aber sehen sie es. Die Holländer vorn wollen sich

¹¹ Infanteriegeschütz-Kompanie

ergeben. Sie schwenken helle Taschentücher in unsere Richtung. Einige Infanteristen sind aufgesprungen und winken ihnen zu. Zögernd erheben sich 15 Holländer und kommen mit erhobenen Armen auf uns zu. Ihre Waffen lassen sie zurück.

Für Friese und alle, die jetzt aufgestanden sind, ist es die erste direkte Begegnung mit dem Feind. Eigentlich sieht dieser Feind gar nicht so schrecklich aus. Die gutsitzende olivfarbene Uniform, der große Helm und das Lederzeug machen zwar einen kriegerischen Eindruck, aber ansonsten sehen sie besser aus als wir. Verschmutzt, übernächtigt und mit Stoppelbärten ist unser Anblick bestimmt nicht imponierend.

Vorn haben wir das Feuer eingestellt. Weiter hinten schießt unsere Artillerie jedoch weiter in die Reihen des Gegners. Wütend schlägt jetzt das holländische Vergeltungsfeuer zurück und legt wieder einen Sperriegel hinter das Wäldchen.

Die gefangenen Holländer müssen vorerst bei uns bleiben. Sie haben mit uns im Entwässerungsgraben volle Deckung genommen.

Friese telefoniert wieder am oberen Grabenrand mit der Geschützstellung. Immer wieder wandert sein Blick in den Graben zu den Gefangenen. Irgendwie beginnt sein Bild vom bösen Feind zu bröckeln. In einem Staat wie dem Reich, der sich politisch gegen jeden abschottete, war man es schließlich gewohnt, auch in den Nachbarstaaten nur den Gegner zu sehen.

Der feindliche Beschuß nimmt jetzt an Stärke noch zu.

»Wir müßten sie doch mit unseren weitreichenden Geschützen längst ausgeschaltet haben«, wendet sich jetzt Feldwebel Tamm an den Artillerie-VB.

Der aber zuckt die Schultern. »Ich kann es auch nicht ändern. Wir müssen noch eine Weile warten, bis Nachschub und Munition heran sind!«

Der Beschuß konzentriert sich jetzt wieder auf das Wäldchen. Da rauscht es heran, unheimlich!

Auf einmal spürt Friese zwei Fäuste, die ihn auf die

Grabensohle hinunterziehen. Ein greller Feuerblitz blendet ihn, der Grabenrand stürzt auf ihn zu. Krachen, Splittern, dunkler, schwefeliger Rauch, Gras- und Erdbrocken prasseln herab. Die Einschläge hatten genau an der Grabenböschung gesessen.

Betäubt und nach Luft ringend, erwarteten alle das Ende. Doch der Tod war wieder einmal vorbeigegangen.

Die Männer sehen sich fassungslos an, Deutsche und Holländer. Wie durch ein Wunder ist keinem etwas passiert. Nur ein gewaltiger Schreck hat alle erfaßt, den sie jetzt zusammen mit dem Schmutz abschütteln.

Bei Friese jedoch hält der Schreck länger an. Vor ihm am Grabenrand ist ein riesiges Loch, durch das der Himmel schimmert. Vom Feldfernsprecher ist nichts mehr vorhanden. Der Draht hängt in der Luft.

Tamm hat sich als erster wieder gefaßt. Er sieht Friese an und sagt: »Siehst du den Himmel dort, wo der Granattrichter gähnt? Das wäre jetzt deine neue Marschrichtung gewesen, wenn man dich nicht rechtzeitig in den Graben runtergezogen hätte. Bedanke dich bei dem Holländer neben dir, daß du noch am Leben bist.«

Friese hatte ja selbst gemerkt, von wem er da rechtzeitig in den Graben gezogen worden war.

Er möchte dem holländischen Soldaten so gern danken, aber durfte er das? Er möchte ihm die Hand drücken, aber er wagt es nicht – noch nicht.

Da fällt ihm ein, daß er im Brotbeutel noch eine Schachtel Zigaretten hat. Er holt sie hervor und hält sie dem Holländer hin. Der sieht ihn erstaunt an und greift dann freudig nach der angebotenen Zigarette. Die anderen Holländer verfolgen die Szene mit sichtlicher Spannung.

Friese kramt seinen ganzen Wortschatz an fremden Dankesworten hervor. Der Holländer, an den Dienstgrad-abzeichen als Offizier zu erkennen, versteht ihn aber auch so. Wie sich bald herausstellt, spricht er sogar Deutsch.

Die anderen können den Vorgang offenbar immer noch nicht begreifen. Da läßt Friese die Zigarettenenschachtel herumgehen, und alle Holländer bedienen sich. Ein ungewöhnliches Bild nach einem gerade beendeten Kampf. Zum Schluß nimmt auch noch Feldwebel Tamm an Frieses völkerverbindender Sonderzuteilung teil. Er läßt sogar sein Feuerzeug herumgehen.

Der Bann ist mit einemmal gebrochen. Die Holländer scheinen die Deutschen jetzt mit ganz anderen Augen anzusehen.

Jeder versucht, sich dem anderen verständlich zu machen. So hat eine kleine natürliche Geste, das Anbieten einer Zigarette, das Eis geschmolzen und verkrustete Vorurteile abgebaut.

Der Artilleriebeschuß hat inzwischen merklich nachgelassen. Friese schließt jetzt den zweiten Fernsprecher an und nimmt wieder Verbindung mit der Geschützstellung auf. Dort war man sehr beunruhigt, als plötzlich kein Kontakt zur B-Stelle mehr bestand. Friese erklärt, was passiert war, und auch, daß ihn ein Holländer vor dem Schlimmsten bewahrt habe.

Der Artilleriebeobachter teilt danach mit, daß sich seine Geschütze total verschossen hätten. Wir haben für jedes Geschütz gerade noch fünf Granaten. Wie sollen wir da die Kampfstände vor uns knacken? Wie soll das die Infanterie ohne schwere Waffen schaffen?

Auf holländischer Seite ist es merklich ruhiger geworden. Anscheinend richtet man sich auf eine hinhaltende Verteidigung ein.

Plötzlich vernehmen wir in der Luft hinter uns ein anschwellendes Dröhnen. Ein ganzes Geschwader Stukas¹² nähert sich in Abständen von drei Gruppen den feindlichen Befestigungen bei Mill.

»Um Himmels willen, wenn die zu früh abwerfen!« ruft der Artilleriebeobachter.

Aber die Infanteristen haben schon eine Rauchpatrone

¹² Sturzkampfbomber vom Typ Ju 87

gezündet. Gelblicher Rauch quillt vor uns auf. Seht ihr, Kameraden da oben, hier sind wir! bedeutet das. Jeder denkt und hofft, daß man uns erkennt.

Da schert aus der letzten Gruppe ein Flugzeug aus und fliegt an. Es überfliegt uns ganz tief, dreht dann eine Kurve und zieht, mit den Tragflächen wackelnd, wieder hoch. Man hat uns also erkannt!

Gespannt beobachten wir den weiteren Verlauf. Die Holländer, die noch immer bei uns sind, sehen dem Kommenden natürlich mit gemischten Gefühlen entgegen.

Drüben setzt Flugabwehrfeuer ein. Schwarze Explosionswolken zerknallen hoch in der Luft, dazwischen ziehen sich wie Fäden die Leuchtspurgeschosse der Schnellfeuergeschütze.

Unbeirrt ziehen die Gruppen jetzt auseinander. Jede bildet eine Art Halbkreis. Genau über der Befestigungsline kippt jetzt die erste Ju 87 ab. In steilem Sturzflug schießt sie nach unten, ein durchdringendes Sirenengeheul erzeugend. Tief unten löst sich eine Bombe. Eine grelle Explosion folgt. Beton- und Eisenteile fliegen durch die Luft.

Jetzt kippt die nächste Maschine ab. Weiter rechts und links haben die beiden anderen Gruppen ebenfalls zum Sturzflug angesetzt. Überall, auf einer Frontbreite von mehreren Kilometern, fliegen jetzt Bunker und Kampfstände hoch. Düstere, schwarze Wolken hüllen die von zuckenden Explosionsblitzen verdeckte Stadt und die davorliegende Festungslinie ein. Ein schauriges Bild der Zerstörung, umrahmt von einem pausenlosen Krachen und Dröhnen. Es muß die Hölle sein für den, der sich dort befindet.

Gebannt verfolgen wir das dämonische Schauspiel. Wir spüren, welch ungeheure Zerstörungskraft von diesen Flugzeugen ausgeht.

Fassungslos starren auch die Holländer in das Inferno. Friese ahnt, was in dem Offizier neben ihm vorgeht. Vielleicht hat er

sogar Angehörige in der Stadt? Bestimmt aber denkt er an seine Kameraden dort drüben in der Verteidigungsline, die jetzt Stück für Stück zertrümmert wird. Er betrachtet jetzt den Holländer. Auch er sieht Friese an – nicht vorwurfsvoll, aber unendlich traurig. Friese versteht ihn. Da hält er ihm seine Hand hin. Zögernd ergreift sie der Holländer. Mitten im Grauen des Krieges sind sich zwei Feinde als Menschen begegnet...

Das pausenlose Bombardement ist beendet. Die Infanterie rückt in Schützenlinie gegen die feindlichen Stellungen vor. Nur noch vereinzelt schlägt ihr Widerstand entgegen.

Hunderte von toten Holländern liegen in den Kampfständen und davor. Tausende gehen demoralisiert in die Gefangenschaft. Sie sammeln sich vorn auf der Straße und laufen fast ohne Bewachung in die rückwärtigen Gebiete.

Unsere Geschütze sind jetzt auch wieder herangekommen. Frahnert und Krositz haben die Leitung aufgespult. Dafür muß Friese jetzt wieder den schweren Tornister mit dem Nachrichtengerät tragen.

Wir ziehen mit den Geschützen, die immer wieder im aufgeweichten Wiesenboden hängenbleiben, zur Straße vor. Plötzlich greifen die Holländer als zusätzliche Hilfen ziehend und schiebend mit ein. Wir brauchten sie nicht einmal darum anzuhalten.

Der Holländer, der Friese das Leben gerettet hatte, bleibt an seiner Seite. Sie unterhalten sich und verstehen sich immer besser. Er zeigt ihm Bilder von seiner Frau und den Kindern. Friese erzählt von der Schönheit seiner Heimat. Er betont aber immer wieder, welch schönes Land auch Holland ist. Für eine Weile nimmt der Holländer Friese sogar seinen Tornister ab. Er meint, er sei kräftiger.

Als sie Mill erreichen, bietet sich ihnen ein Bild des Grauens. Nichts ist in dem Städtchen ganz geblieben. Überall

riesige Krater, in denen ganze Häuser Platz finden würden, und überall Trümmer und Brände.

In der unmittelbar davor liegenden Befestigungsline entdecken sie sogar Panzerkuppeln und Betonwerke, die es total zerrissen hat und deren Einzelteile 50 bis 100 Meter weit weggeschleudert wurden. Dabei erkennen sie aber auch, welch großartige Befestigungsanlagen der Holländer hier gebaut hatte und wie schwer und verlustreich der Angriff auf diese gewesen wäre.

Die Stukas hatten uns einen Weg ohne Verluste geebnet. Wir sind nicht wie unsere Väter im Ersten Weltkrieg ohnmächtig dem Artilleriebeschuß ausgeliefert gewesen oder mußten mit dem Gewehr allein gegen mächtige Befestigungswälle stürmen.

Zum ersten Mal hatten wir auch das Zusammenwirken zwischen Heer und Luftwaffe erlebt, und so etwas stimmte zuversichtlich für den weiteren Kriegsverlauf.

In Mill erreichen uns auch wieder unsere Protzen. Endlich sind die Brücken nun so weit instand gesetzt, daß Pferde, Nachschub, Munition und vor allem schwere Waffen nachrücken können.

Hinter Mill verabschieden wir uns von den Holländern, die sich einem größeren Gefangenenzug anschließen müssen. Feldwebel Tamm, der wieder seinen »Ritter« besteigt, meint zu Friese: »Schade, daß man solche Menschen unter solchen Umständen kennenlernen!«

Der Wehrmachtsbericht vom 11. Mai meldet unter anderem, daß in engem Zusammenwirken zwischen Heer und Luftwaffe der deutsche Angriff im Westen rasch vorankomme und die Peel-Stellung durchbrochen worden sei.

Inzwischen ist es Nachmittag geworden. Das Regiment hat sich zum Weitermarsch formiert. Die Front ist weiter vorgerückt. Starker Gefechtslärm dringt von Hertogenbosch,

unserem neuen Marschziel, herüber.

Wo der Krieg keine Spuren hinterlassen hat, können wir die Schönheit dieses Landstrichs bewundern. Überall Wiesen und dazwischen Blumenfelder. Zwischen den Wiesen ziehen sich kleine Entwässerungsgräben entlang. Ab und an erkennt man eine Mühle.

Friese betrachtet die wundervolle Landschaft hoch vom Roß aus.

Siebert fühlt sich nicht wohl und hat mit Friese den Protzen gegen den Sattelplatz getauscht.

Die Pferde ziehen gleichmütig dahin. Die brütende Hitze scheint ihnen nichts auszumachen. Das Land ist flach, die Straßen sind gut, da brauchen sie sich nicht besonders anzustrengen. Auf Delfter Kacheln werden oft solche Idylle von Mühlen und holzbeschuhten Holländern zu Hause angeboten.

Friese denkt gerade angestrengt darüber nach, wo er solche Motive schon einmal gesehen hat. Da knallen mehrere Schüsse gefährlich nahe. Sofort geht alles in Deckung. Auch die vor und hinter uns marschierende Infanterie bezieht Stellung.

Und wieder knallt aus einem seitwärts verlaufenden Wäldchen eine Serie von Gewehrgeschossen in unsere Richtung. Die Pferde werden unruhig, wir stehen bei ihnen und sprechen beruhigend auf sie ein.

»Das sind bestimmt wieder solche Heckenschützen wie vorgestern bei der Hühnerfarm«, meint Martin Krositz. Die Infanteristen dagegen glauben, daß es sich um Versprengte aus der Peel-Linie handele.

Auf alle Fälle ist der Weitermarsch zunächst einmal wieder ins Stocken geraten. Tamm und unser Leutnant sind sich einig, daß wir den Waldrand, von dem es unablässig aufblitzt, mit unseren Geschützen unter Feuer nehmen.

Wir schieben diese, die Deckung der Schilde nutzend, wenig später vor die Infanteristen und beschießen direkt den

Waldrand. Zwei krachende Feuerblitze zucken dort auf. Kurz darauf erfolgt dasselbe noch einmal. Dann ist Ruhe. Kein Schuß knallt mehr zu uns auf die Vormarschstraße. Anscheinend haben die da drüben durch unseren Beschuß Verluste erlitten und sich zurückgezogen.

Die Geschütze werden wieder angehängt, und weiter geht der Marsch zunächst nach Uden. Beim Einmarsch stellen wir verwundert fest, daß hier kaum Kampfspuren zu erkennen sind. Wenn die Flüchtlinge mit ihren von Pferden gezogenen Karren nicht gewesen wären, könnte man fast vergessen, daß Krieg ist.

In einer Scheune finden wir endlich einmal wieder Ruhe für eine Nacht. Zuerst jedoch müssen die Pferde versorgt werden. Wachen werden eingeteilt.

Am anderen Morgen fühlt man sich wie neugeboren, nachdem man mal wieder einige Stunden geschlafen hat.

Der Marsch geht weiter. Auf den Straßen erkennen wir die überall vorrückenden eigenen Truppen. Hitze und Staub setzen allen schwer zu. Der holländische Widerstand, der in den ersten Tagen nur nach harten Kämpfen gebrochen werden konnte, läßt allmählich nach.

Wieder geht es einem Wasserhindernis entgegen. Diesmal ist es ein Kanal, von denen es in Belgien und Holland sehr viele gibt. Sie stellen sich, nachdem alle darüberführenden Brücken gesprengt sind, nicht nur als ein Hindernis dar, sondern bilden für den Gegner immer wieder eine Verteidigungsstellung.

Diesmal jedoch ist in Hertogenbosch der Übergang durch andere Truppen bereits erkämpft. Pioniere haben den Brückenschlag vollzogen. Trotzdem geht es nur stockend voran. Hertogenbosch sieht furchtbar aus. »Und das war mal eine schöne Stadt«, kommentiert unser SanUffz das trostlose Bild. Nicht ein Haus ist hier verschont geblieben. Hier müssen sich um die Kanalübergänge ganz schwere Kämpfe abgespielt haben. Wir hatten es ja gehört, als wir gestern auf der Straße nach Uden weiterzogen.

Maier hatte irgendwo Zigaretten aufgetrieben, so daß für Friese die unvermeidliche Frage nach den Glimmstengeln wegfällt. Nachdem er an alle seine Zigaretten verteilt hat, erzählt er auch, wo unser Hündchen geblieben ist. Der Spieß hatte es endgültig in seine Obhut genommen, nachdem festgestellt worden war, daß auch »Benesch« Nerven hat, besonders, wenn es knallt.

Wir betrachten alle stumm das Bild der Verwüstung einer großen Stadt. Ruinen und Brände, so weit man blicken kann. Tote Pferde und verkohltes Kriegsmaterial und überall Granat- und Bombentrichter.

Langsam ziehen wir der Stadtmitte entgegen, wo die Kanalbrücke sein muß. Vorerst aber müssen wir mal wieder warten. Motorisierte Einheiten haben den Vorrang.

Es ist eine eindrucksvolle Parade, die da an uns vorüberzieht. Panzer und Panzerspähwagen in unablässiger Reihenfolge. Ihre Besatzungen ragen in ihren schwarzen Uniformen staubbedeckt aus den Luken. Dann folgen wieder motorisierte SS-Einheiten. Sie erzählen uns, daß es jetzt gegen Franzosen und Engländer geht. Man erwartet das erste Zusammentreffen mit ihnen in den nächsten Tagen. Aus einem ihrer mitgeföhrten Rundfunkempfänger erfahren wir auch, als sie wieder einmal länger anhalten müssen, daß unser Vormarsch in Luxemburg, Belgien und Holland erfolgreich vorankommt und die Verbindung zwischen den abgesprungenen Fallschirmtruppen bei Rotterdam und Den Haag mit den nachrückenden Heerestellen hergestellt sei. Weiter hören wir, daß inzwischen auf allen feindlichen Flugplätzen bis tief in das Hinterland hinein über 1.000 Flugzeuge am Boden zerstört worden seien. Es wird im Radio auch bereits angedeutet, daß Holland kurz vor der Kapitulation stehe. Diese Mitteilungen und die soeben vorübergezogene imponierende Streitmacht haben bei allen Fußtruppen, die hier am Kanal bereits seit Stunden warten, einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen.

Endlich, nach vier Stunden Wartezeit, ziehen wir wieder weiter. Der Motorenlärm der schnellen Einheiten verstummt in der Ferne. Dafür ist das Grollen der Schlacht wieder deutlicher zu hören.

Unsere Gespanne ziehen an. Wir werden von Pionieren eingewiesen, wie wir uns mit den Pferden auf der schwankenden Pontonbrücke zu verhalten hätten.

Noch vor der Brücke, wo wir noch einmal kurz halten, befindet sich eine parkähnliche größere Grünfläche. Dort sehen wir viele flache Gräber. Hinter jedem steht ein Holzkreuz mit dem Namen des Gefallenen, und auf jedem Kreuz hängt ein Stahlhelm. Manche Helme sind zerschossen. Alle Grabinschriften haben als Todestag das gleiche Datum. Es ist der 11. Mai 1940, der Tag der Erstürmung der Peel-Stellung.

Der Marsch geht stockend weiter. Wir überqueren den Kanal. Auch auf der anderen Seite sieht es nicht besser aus, überall Bilder der Zerstörung.

Der Kampflärm, der seit dem Einmarsch in Holland unser ständiger Begleiter war, ist abgeebbt. Die Sonne, die uns in den letzten Tagen unbarmherzig zugesetzt hatte, hat sich hinter Wolkenschleier zurückgezogen. Es ist auch kühler geworden. Allmählich pegelt sich das Marschtempo wieder ein. Der große Soldatenzug marschiert in Richtung Westen.

Die Nacht bricht herein, und wir durchqueren Tilburg. Unheimlich wirkt die dunkle, zerschossene Stadt auf uns. Unheimlich auch in der Ferne der flammende Nachthimmel über Rotterdam, wo Brände ausgebrochen sind. Es soll besonders die historische Altstadt und den Hafen getroffen haben. Dann marschieren wir wieder durch ein längeres Waldstück. Es wird immer kälter, Müdigkeit stellt sich ein. Gegen Morgen überschreiten wir die belgische Grenze. Danach geht es in Richtung Turnhout weiter.

Überall geht es auch an der gesamten Frontbreite voran.

Voraussetzung zum Gelingen des deutschen Operationsplanes war zunächst das schnelle und tiefe Eindringen in luxemburgisches, belgisches und niederländisches Gebiet. Trotz tapferer Gegenwehr der Holländer und Belgier unter Ausnutzung von Flussläufen, Kanälen und Befestigungslien konnte den deutschen Angriffswellen nichts entgegengesetzt werden, Selbst so riskante Unternehmen wie die Eroberung des starken Forts Eben Emael oder die Einnahme der unversehrten Maas-Brücke in Rotterdam durch Luftlandetruppen liefen fast planmäßig ab.

Die wichtigste Vorentscheidung für das Gelingen der Gesamtoperation war jedoch der Durchbruch unserer massierten Panzerkolonnen in den Rücken der französischen Nordarmee. Dazu stießen Panzereinheiten zunächst durch die unwegsamen Ardennen bis Sedan vor. Hier mußten in schweren Kämpfen von französischen Panzern vorgetragene Gegenangriffe gebrochen werden. Dann ging es weiter in einem großen Bogen durch Belgien und Frankreich in Richtung Kanalküste. Nachschub Schwierigkeiten, vor allem an Treibstoffen, wurden mit Hilfe von Transportflugzeugen gelöst. Und als die Franzosen die unablässig vorwärts rollenden Panzerdivisionen mit überlegenen Panzerkräften bei Laon zur Entscheidungsschlacht zwangen, griff wieder die Luftwaffe ein und schaltete mit Stukas die schweren französischen Panzer aus. Dazu kam eine völlig neuartige Taktik der deutschen Panzerwaffe, die mit ihren Zangenbewegungen die französischen und englischen Streitkräfte zersplitterte. Luftwaffe und Panzerkräfte waren es vor allem, welche die Kampfmoral unserer Gegner erschütterten.

Aber noch war die große Entscheidungsschlacht, die Auseinandersetzung mit Franzosen und Engländern, nicht erfolgt. Noch immer dirigierte man von alliierter Seite die Hauptstreitkräfte in Richtung Norden. Damit kam man den

deutschen Operationszielen aber entgegen, die mit einer Umfassungsaktion der Panzerverbände im Nordwesten und der von Osten heranrückenden übrigen Streitkräfte die Einkreisung der Franzosen und Belgier einschließlich des englischen Expeditionsheeres in ihrem Angriffskonzept vorgesehen hatten. Als man in höheren französischen Führungsstäben die sich anbahnende Gefahr schließlich erkannte, war es bereits zu spät. Die stärksten und besten französischen Kräfte waren entweder im Kessel oder wurden bei der Aufstellung einer neuen Abwehrfront aufgerieben.

*

Von all diesen strategischen Vorhaben und Abläufen wußten Friese und seine Kameraden natürlich nichts. Sie sahen nur das Nächstliegende: den Gegner. Und gegen diesen geht es seit Tagen ständig voran, auch durch Belgien.

Flüchtlingsströme kommen uns entgegen. Mit Karren, Handwagen, Kinderwagen und Rucksäcken wollen diese von Angst und Not gepeinigten Menschen der immer weiter vordringenden Kriegswalze entfliehen und geraten doch erst recht in sie hinein.

Es ist ein Bild des Jammers, was sich da vor unseren Augen abspielt. Mit Lebensmitteln und vor allem Milch versuchen wir den armen Kindern zu helfen. Die Milch wiederum melken wir bei den unversorgten Kühen ab. Diese armen Tiere flehen uns förmlich an, sie zu melken, weil es jetzt ja keiner mehr tut. Unsere Fahrer kommen alle aus der Landwirtschaft und springen, sofern es ein längerer Stopp wieder einmal zuläßt, hier helfend ein.

Ganz schlimm aber ist es, wenn die unschuldigen Flüchtlinge zwischen den Fronten unter Beschuß geraten. Der Anblick dieser bedauernswerten Zivilisten, die zwischen ihrer verschütteten armseligen Habe liegen, ist furchtbar. Meist

stehen die auf der Flucht befindlichen Männer, Frauen, Greise und Kinder ängstlich wartend am Straßenrand. Sehr oft liegen sie mit gebrochenen Rädern im Straßengraben fest, wohin sie, um das Militär nicht zu behindern, ausgewichen sind. Schuld an diesem Unglück sind nicht nur wir, sondern auch ihre Regierungen, die ihnen im Kriegsfall kein Konzept zur Rettung aus der Not anbieten konnten.

Als wir wieder einmal einen längeren Aufenthalt haben, gehen wir, um uns bei der immer stärker werdenden Nachtkühle aufzuwärmen, in ein belgisches Gehöft. Mit Verwunderung stellen wir fest, daß die Bevölkerung nicht geflohen ist. Hier ist die ganze Familie zusammengeblieben. Wahrscheinlich haben sie es so richtiger gemacht als ihre anderen Landsleute. Sie betrachten uns auch keinesfalls als Eindringlinge, sondern behandeln uns wie gute Gäste. Sogar für unsere Pferde, die noch angeschirrt auf der Straße stehen, haben sie eine Portion Hafer übrig. Von den sympathischen Quartiersleuten erfahren wir, daß die holländische Regierung samt ihrer Königin nach England geflohen sei. Bei der belgischen Regierung soll das wohl auch so sein.

»Schade«, meint Frahnert, »und ich hätte die Königin so gern einmal gesehen.«

»Was ist denn in dich gefahren«, entgegnet ihm Krositz, »daß ausgerechnet du die Juliane auf einmal sehen willst?«

»Ich kann dir das nicht erklären«, erwidert Frahnert, »aber ich kenne Könige und Königinnen nur aus Märchenbüchern. Ich wollte doch nur einmal eine richtige Königin sehen!«

»Dem Mann kann geholfen werden«, mischt sich jetzt Friese in den Dialog ein. »Ich kann dir sogar einen Kaiser offerieren!« Frahnert schaut ihn ungläubig an.

»Ja, du kannst deinen alten Kaiser Wilhelm wieder ham. Der lebt nämlich auch noch. Und du wirst es nicht glauben, auch hier in Holland. Und der ist nicht vor uns geflohen. Warum sollte er auch?«

Nach dem Aufwärmen und ein wenig Schlaf im Sitzen geht es weiter. Die nette Familie verabschiedet sich von uns. Maier lässt ihnen zwei Schachteln Zigaretten zurück. Bestimmt ein großes Opfer für ihn.

Draußen empfängt uns ein feuchtkalter Morgen. Der Truppenverband setzt sich allmählich wieder in Bewegung. Es geht auf einer breiten Straße in Richtung Antwerpen.

Je näher wir dieser Stadt kommen, um so mehr zeigen sich wieder Spuren der Kämpfe und Verwüstung. Einzelne zerschossene oder ausgebrannte Häuser, Granatrichter längs der Vormarschstraße, stinkende Pferdekadaver und überall zerborstenes oder zurückgelassenes Kriegsmaterial. Auch das unablässige Grummeln der Front ist wieder zu hören. Pausenloser Donner grollt in der Ferne. Blitze irrlichtern über dem Horizont. Abschüsse und Einschläge künden von einem Artillerieduell.

Als wir noch einige Kilometer vorgerückt sind, kommt es herangeheult, unheimlich, drohend. Ein lohender Feuerstreif, ein brüllender Schlag, ein drückender, heißer Luftstoß. Mit lautem Krachen und Dröhnen schlagen dicht neben der Straße ganz schwere Kaliber ein. Man hat unseren Aufmarsch offenbar erkannt und schießt von der Festung her mit weitreichenden Geschützen auf uns.

Sofort ziehen sich die Kolonnen auseinander und steigern das Marschtempo. Auch unsere Gespanne sind vom gemütlichen Dahintrotten in den Trab übergegangen. Nur fort aus dieser Todeszone, in der es schon wieder angerauscht kommt. Schwarze, brodelnde Erd- und Splitterfontänen gehen auf der Straße hinter uns hoch. Dunkle Sprengwolken werden vom Wind abgetrieben.

Wir rücken weiter vor, dem immer stärker werdenden Geschützdonner entgegen. Die Granatrichter werden immer häufiger. Viele sind mit Wasser gefüllt. Zersplitterte Bäume und zerfetztes Geäst versperren den Weg und müssen beiseite

geräumt werden. Ein eigenartiger, beißender Geruch in der Luft zeigt an, daß auch hier erst vor kurzem die Einschläge erfolgt sind.

Bei einer Ortschaft mit Namen Brecht gehen wir nach einem nochmaligen Marsch in Stellung. Der Karte nach zu urteilen, sind wir noch weit entfernt von Antwerpen.

Vereinzeltes Infanteriefeuer ist zu hören. Weiter vorn haben unsere Schützenkompanien Stellung bezogen. Dort sollen wir auch eine B-Stelle einrichten.

Als neuer VB geht jetzt unser ehemaliger Geschützführer Herrmann nach vorn. Dafür übernimmt sein Richtschütze Gerlich dessen Funktion.

Diesmal ziehen Frahnert und Krositz den Draht zur B-Stelle, und Friese bleibt am anderen Ende in der Geschützstellung. Beim indirekten Schießen sehen die Geschützmannschaften ja nicht, wohin ihre Schüsse gehen. Über den Draht bekommen sie die Werte von ihrem Vorgeschobenen Beobachter mitgeteilt. Diese werden dann in die Richtgeräte an den Geschützen eingegeben.

Eingedenk des Artilleriebeschusses vor einer Stunde werden im Umkreis der Geschützstellung zum ersten Mal Deckungslöcher ausgehoben. Friese buddelt sich zusammen mit Kurt Maier sogar einen Unterstand. Er bildet auch gleichzeitig den Telefonendpunkt. Dieser ist zwar auch nur ein breiteres Deckungslöch, aber sie überdecken es mit Balken und Brettern. Eine absolute Sicherheit gegen einen Volltreffer ist das zwar nicht, aber zumindest gegen Splitter sind sie gesichert.

Kurt Maier erhöht den Komfort unserer Erhöhle, indem er mit einer Schütté Stroh den Boden auslegt. Als es dann zu regnen anfängt, empfinden wir es richtig gemütlich in unserem Bunker, wie wir unser Deckungsgebilde hochtrabend nennen. Als der Regen aber nicht nachläßt, hört die Gemütlichkeit allmählich auf. Vom Eingang her läuft Wasser unter das Stroh.

Auch an den Wänden rinnt es lehmig naß herunter, weil sich die Erdabdeckung oben mit Wasser vollgesogen hat.

Allmählich hört auch der Regen endlich auf. Dafür klingelt unser Telefon. Es sollen sofort zwei Lagen abgefeuert werden. Wir rufen die Geschützbedienungen an, die sofort die Feuerbereitschaft hergestellt haben. Dann geben wir die erhaltenen Werte für die Richtschützen durch.

Zwei Abschüsse knallen kurz darauf. Irgendwo weit entfernt zerbersten jetzt unsere Granaten. Irgendwo verbreiten wir jetzt Angst, Elend, Tod. Aber das kann man von hier aus nur erahnen. Hier arbeitet man nur mit Zahlen. Die Einschläge selbst kann nur der VB verfolgen.

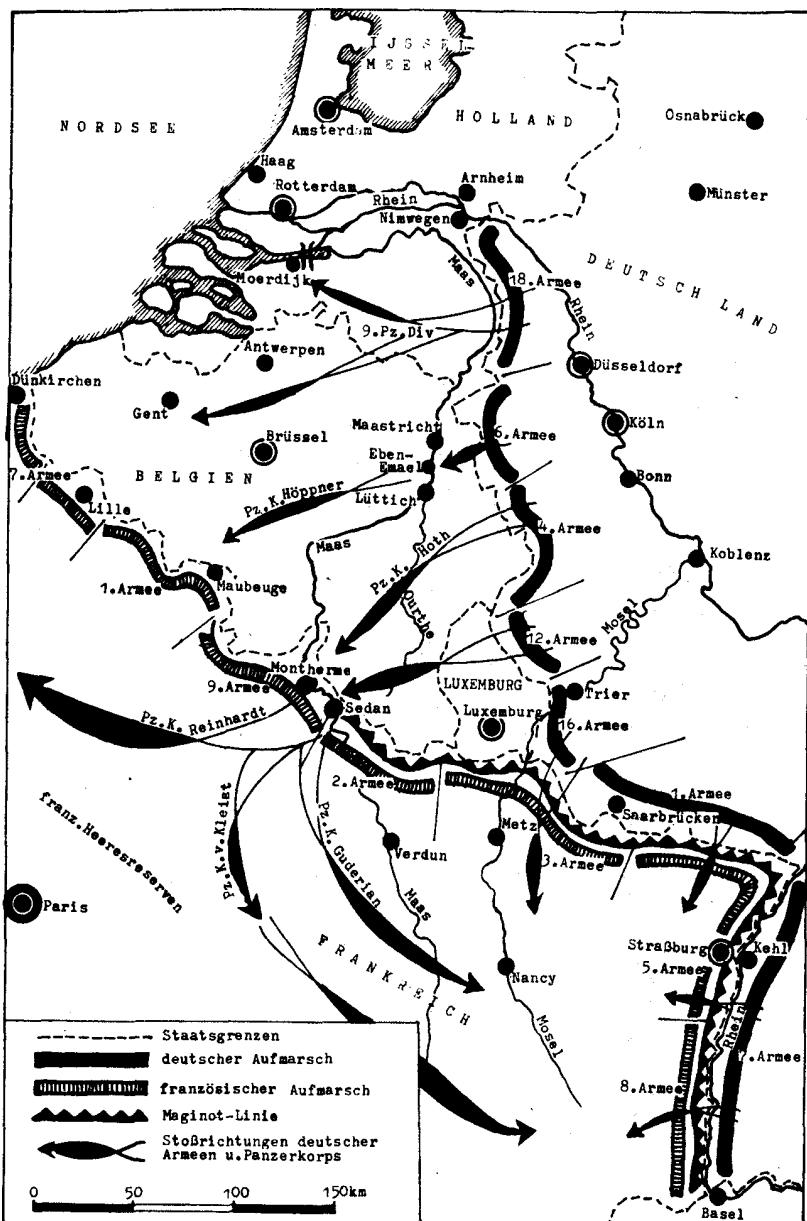
Damit war aber unsere Tagesaufgabe auch schon erfüllt. Wir nutzen die freie Zeit zum Waffenreinigen, Sacheninstandsetzen und natürlich um Briefe zu schreiben. Denn am Abend trifft mit armer Verpflegung zum ersten Mal wieder Post aus der Heimat ein.

Auch am nächsten Tag liegen wir immer noch hier fest. Außer einigen abgefeuerten Schüssen hat sich nichts Aufregendes getan.

Wir erfahren, daß Holland kapituliert hat und in Belgien die Stadt Lüttich mit all ihren Verteidigungswerken in deutscher Hand ist.

Die Front entfernt sich immer mehr. Nachts sieht man Antwerpen brennen. Andere Regimenter haben die Festungsfront um Antwerpen durchbrochen und kämpfen sich weiter in den Stadtkern vor. Wir sind Divisionsreserve.

Am nächsten Tag erfahren wir, daß die Stadt in unserer Hand ist. Abmarsch wird befohlen, und mit den üblichen Zwischenaufläufen ziehen wir langsam zur Stadt vor. Bei einem dieser Stopps kommt unser Hauptmann geritten und überreicht Leutnant Rödiger das Eiserne Kreuz II. Klasse. Es ist für seinen und unseren Einsatz beim Maasübergang eine Anerkennung.



Krositz hat irgendwo gehört, daß in Antwerpen eine große Parade stattfinden soll.

»Quatsch«, sagt Frahnert, »mit so etwas sollte man warten, bis der Krieg zu Ende ist.«

Unteroffizier Maier, der von Friese wieder einmal mit Zigaretten versorgt werden mußte, ergänzt Frahnerts Gedanken: »Und wenn unsere Kriegsflagge jetzt auf dem Rathaus weht, ist das noch lange kein Grund zum Feiern. Wartet ab, was uns noch bevorsteht. Die schwersten Kämpfe gegen die Franzosen und Engländer kommen noch.«

Er sollte recht behalten ...

Zunächst marschiert das Regiment durch die schwer zerstörten Vororte der großen Stadt. An den gewaltigen Trümmern erkennen wir wieder die furchtbaren Wirkungen unserer Fliegerbomben, welche die Befestigungsanlagen zertrümmert hatten. Forts und Festungswerke stammen noch aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. »Trotzdem können auch solche veralteten Anlagen einem Angreifer schwer zu schaffen machen«, meint Krositz.

»Aber nur, wenn dahinter motivierte Leute sitzen«, ergänzt Frahnert. »Aber ich kann mir schon vorstellen, wie demoralisierend unsere Bombenabwürfe auf die Verteidiger in ihren Kasematten gewirkt haben!«

Allmählich nähern wir uns der Innenstadt, die von den schlimmsten Kriegseinwirkungen seltsamerweise verschont geblieben ist. Es soll ein Vorbeimarsch an dem Armeegeneral Küchler stattfinden. Das wäre auch passender als eine Parade. Zunächst aber einmal ist wieder Halt geboten. Man riecht die See und den Hafen. Wenn der stetige beizende Brandgeruch nicht wäre, könnte man beim Anblick der schönen Altstadt und des Hafens mit seinen vielen Schiffen glauben, als Tourist hier zu stehen.

Leider fängt es wieder an zu regnen, was unsere gehobene

Stimmung sofort etwas dämpft. Da wir immer noch auf der Stelle treten, suchen wir in einer großen Lagerhalle, die direkt an der Straße liegt, Unterschlupf. Überall stehen dort große Kisten herum. Bei näherer Untersuchung erweist es sich, daß sie mit Apfelsinen gefüllt sind. So etwas Schönes gab es bei uns seit Kriegsausbruch überhaupt nicht mehr und vielleicht auch schon lange vorher nicht. Mit entsprechendem Behagen essen wir daher die köstlichen Früchte. Was wir nicht schaffen, deponieren wir als stille Reserve in den Protzenkästen.

Feldwebel Tamm meint, als er am nächsten Tag die zwischen der Munition verstauten Früchte entdeckt: »Von jetzt ab wollt ihr wohl nur noch mit Apfelsinen schießen?«

»Ach Gott«, meint SanUffz Maier, der bei dieser Inspektion von der Protze herunterklettern mußte, »warum sollte man das eigentlich nicht so machen? Das wäre doch ein Segen für die Menschheit. Vorausgesetzt natürlich, daß die Infanterie auch nur mit Stachelbeeren schießt.« Tamm kommt nach dieser unmilitärischen Betrachtung richtig in Fahrt.

»Jetzt hört endlich auf mit dem saublöden Gequatsche! Ihnen, Maier, rate ich, Ihre Vorstellungen vom Apfelsinenkrieg beim Völkerbund vorzutragen. Damit könnten Sie sich sogar einen Erfinderpreis verdienen.« Er gab seinem »Ritter« die Sporen und ritt wütend davon.

Wir aber konnten seit langer Zeit wieder einmal lachen. Nach längerer Wartezeit geht es weiter. Der Regen läßt nicht nach und dringt allmählich durch die Uniform.

Der Vorbeimarsch am General vollzieht sich still und unauffällig. Er steht fast allein auf den Stufen eines größeren Hauses und grüßt stumm die vorbeimarschierenden Truppenteile.

Es wird schon dunkel, als wir die Schelde erreichen. Wir sind erstaunt, wie groß und breit der Fluß hier ist. Wir bestaunen aber auch die Leistungen unserer Pioniere, die in kürzester Zeit

eine so gewaltige Pontonbrücke gebaut hatten.

Vorsichtig betreten wir mit Roß und Wagen die leicht schwankenden Planken.

Irgendwie prägte sich dieser Flußübergang in das Gedächtnis ein. Unter uns zwischen den miteinander verankerten Booten und Holzbalken rauscht dunkel und unheimlich das Wasser des großen Flusses, der weiter vorn von der unheimlichen Lohe eines Brandes im Hafenviertel rötlichen Glanz erhält, bevor er weiter der Nordsee zustrebt. Dazu kommen das Poltern der Hufe unserer Pferde und das Knarren der Räder unserer Protzen und Geschütze.

Nach dem Scheldeübergang geht es wieder zügiger voran. Vor uns wird die zurückweichende französische und englische Armee vermutet. Ferner Geschützdonner ist wieder zu hören.

Die Nacht ist kalt, und der Marsch nimmt kein Ende. Gegen Morgen gehen wir zusammen mit dem 4. Zug in eine Bereitstellung. Irgendwo weiter vorn soll wieder einmal ein Kanal sein. Die Infanterie ist bereits vorgezogen. Fernsprechbau ist diesmal nicht erforderlich, weil wir beim schweren IG-Zug einen gemeinsamen VB haben. In unserer Waldstellung nehmen außerdem noch zwei Batterien der 10,5-cm-Artillerie das Feuer auf. Von einem sich entwickelnden Angriff ist nichts zu sehen, weil in Richtung Westen riesige Brände die Sicht verdunkeln.

Plötzlich knallt es. Gewehrgeschosse prasseln aus nächster Nähe auf unsere Stellungen. Es ist im Wald schwer auszumachen, woher die Schüsse kommen.

Ein Spähtrupp wird zusammengestellt. Wir drei Fernsprechleute und Jagemann, unser Melder, sollen zusammen mit einigen Artilleristen, die wie wir in der Geschützstellung entbehrlich sind, nicht nur erkunden, sondern auch die Schützen unschädlich machen.

Ein Unteroffizier führt den Trupp. Die Artilleristen haben sogar ein MG dabei.

Kriechend und springend, unter Ausnutzung der Bäume und Sträucher, arbeiten wir uns den Schüssen entgegen. Direkt am Waldrand erkennen wir dann eine Fabrik, aus der pausenlos in Richtung unserer Feuerstellungen geschossen wird.

»Das können doch gar nicht so viele sein, aber eine Menge Gewehrmunition haben die«, meint der Artillerieunteroffizier zu Friese.

Wir beobachten vom Waldrand aus mit dem Fernglas. Jetzt scheinen sie in der Fabrik auch uns entdeckt zu haben. Gefährlich nahe klatschen die Geschosse in den Waldboden oder in die Deckung bietenden Baumstämme.

Auf einmal stellen wir fest, daß einer sogar aus dem hohen Fabrikschornstein heraus schießt. Wir beraten uns. Der MG-Schütze schickt zunächst einen halben Gurtinhalt auf den Schornstein – jedoch ohne Erfolg.

Wir beschließen nun, daß der Unteroffizier mit seinen Leuten seitlich durch eine Senke sich an die Fabrik anschleicht, während wir diese mit unseren Karabinern unter Beschuß halten. Zwei von unseren Handgranaten geben wir ihnen mit.

Gebückt schleichen sich die Artilleristen an. Wir feuern auf die Fabrikfenster und den Schornstein. Von dort wird das Feuer erwidert. Die seitlich sich anbahnende Bedrohung hat man dort drüben im Eifer des Gefechts offenbar noch nicht erkannt.

Jetzt müßten unsere Kumpels aber ran sein! Und tatsächlich detoniert jetzt dort hinten mit lautem Knall eine Handgranate. Kurze Zeit später krepierter wieder eine. Diese zweite scheint in der Fabrik eine Kettenreaktion auszulösen. Ein ungeheures Knattern und Knallen setzt ein, Gewehrgeschosse fliegen zischend durch die Luft. Mehrere Sprengungen und Explosionen sind im Inneren zu hören. Dann zerbersten Fenster, mit lautem Krach stürzen Wände ein, die Fabrik brennt lichterloh.

Die Artilleristen kommen jetzt zurückgesprungen. Atemlos haut sich der Unteroffizier neben Friese und ruft ihm in dem

immer stärker werdenden feurigen Geknatter zu: »Ich hätte gar nicht gedacht, daß eine einzige Handgranate eine so unheimliche Wirkung hat!«

Des Rätsels Lösung war wohl, daß in dieser Fabrik entweder Gewehrmunition hergestellt wurde oder eingelagert war. Und die ging jetzt knatternd in die Luft.

Von den tapferen Verteidigern dieses Munitionsdepots haben wir nichts mehr gehört. Der Schornstein zerbarst als letztes, wahrscheinlich durch die ungeheure, sich allmählich entwickelnde Hitze.

Bei unserer Rückkehr in die Geschützstellung meint Geschützführer Gerlich mit einem Blick auf sein Geschütz: »Außer Spesen nischt gewesen!«

Auch er war in Feuerstellung gelegen, ohne einen Schuß abgegeben zu haben, und die Infanterie war verhältnismäßig schnell in Richtung Zelzate vorangekommen.

Friese aber brummt: »Von wegen nischt gewesen! Bei unserem Spähtrupp hat es ganz schön gestaubt. Und wenn wir nicht die Heckenschützen erledigt hätten, wäre es bei euch hier nicht so gemütlich gewesen.«

Tamm hat das Gespräch belustigt verfolgt und stellt fest, daß wir Fernsprecher manchmal doch ganz nützlich wären. »Und dafür darf Friese von jetzt ab wieder meinen ›Ritter‹ reiten.« Dann fügt er noch hinzu, daß der ihn gleich aus der Protzenstellung mit vorbringen könnte. Es ginge sowieso gleich wieder weiter.

Hinten begrüßt der »Ritter«, ein schöner, großer brauner Wallach seinen zweiten Herrn auf seine Weise. Andauernd versucht er Friese im Gesicht zu lecken und bleckt ihn mit seinen großen Zähnen an. Friese tätschelt ihn am Hals, was seine Wiedersehensfreude noch mehr anzustacheln scheint, und er beginnt unruhig zu tänzeln.

Als Friese aufsitzt und die Zügel ergreift, wird er wieder ganz ruhig. »Jedes Pferd hat sein eigenes Temperament und

einen eigenen Charakter», hatte einmal der Veterinär zu Friese gesagt, als der am Anfang absolut nicht mit dem großen Braunen klarkam. Friese hatte ihm daher seinen persönlichen Freiraum gelassen und ihn nicht dauernd geziugelt, wie die anderen das machten. Und so sind sie beide gute Freunde geworden ...

Inzwischen ist es Abend geworden. Den ganzen Tag über hatten wir in dieser Bereitstellung zugebracht, ohne einen einzigen Schuß abgefeuert zu haben. Nicht einmal der vierte Zug hatte geschossen.

Die Artillerie neben uns dagegen feuert um so mehr. Sie haben ja auch eine größere Reichweite.

Wir sollen jetzt weiter vorziehen. Nach anfänglich sich gut entwickelndem Gefecht soll in Zelzate vor einem größeren Wasserhindernis wieder einmal Halt geboten worden sein. Es scheint, als ob Belgier, Franzosen und Engländer um jeden Meter Boden kämpften. Sie haben die Bedeutung dieser Schlacht, von der das Schicksal Frankreichs und auch ihrer Länder abhängt, sicherlich erkannt. Nur so ist der täglich sich verstärkende Widerstand zu erklären.

Wenn die Geschütze neben uns einmal eine Feuerpause machen, kann man von Westen her in der Ferne einen unablässigen Geschützdonner vernehmen. Die große Schlacht zwischen Lilie und Brügge scheint sich zu entwickeln. Dabei drücken unsere Armeen hier in Belgien den Feind allmählich immer weiter nach Westen, wie wir zu hören bekamen. Unsere schnellen Truppen dagegen haben mit ihren Panzern quer durch Frankreich Franzosen und Engländer vor sich zurückgedrängt und stehen nun in ihrem Rücken, ebenfalls kurz vor der Kanalküste. Damit sind die stärksten Einheiten der Alliierten in Flandern und dem Artois in einem sich von Tag zu Tag mehr verengenden Kampfraum eingeschlossen. Ihre Hoffnung, daß der kaum überraschende deutsche motorisierte Vorstoß tief nach Frankreich hinein steckenbleiben müßte, hat

sich nicht erfüllt. Jetzt gilt es für unsere Verbände vor allem, zu den Kanalhäfen vorzustoßen, um dem englischen Expeditionsheer die letzten Verschiffungsmöglichkeiten zu nehmen.

Als wir die schützende Waldstellung verlassen, schlägt uns unerwartet schweres Artilleriefeuer entgegen. Riesige feurige Pilze schießen mit furchtbarem Krach rechts und links der Straße empor. Pechschwarze Explosionswolken reißen hohe Fontänen aus Erde hoch.

Das einzig Richtige ist in dieser bedrohlichen Lage jetzt die Flucht nach vorn. Im Galopp preschen wir auf der Straße vor, bis wir hinter einer Bodenwelle aus diesem mörderischen Streuungsbereich heraus sind. Wie durch ein Wunder ist niemand getroffen worden.

Schlagartig hört jetzt der Beschuß wieder auf.

»Wahrscheinlich haben die drüben uns jetzt aus der Optik verloren«, meint Frahnert.

»Aber Respekt, schießen können die! Das waren bestimmt Franzosen. Französische Artillerie, deutsche Infanterie und russische Kavallerie, das gäbe ein unschlagbares Heer, soll einmal Napoleon gesagt haben.«

Jagemann mußte wieder mal seine höhere Schulbildung anbringen.

»Deutsche Infanterie, das sind wir selber, französische Artillerie, die haben wir jetzt auch kennengelernt, aber unter russischer Kavallerie kann ich mir nun wirklich nichts vorstellen«, meint Friese, »vor allem in einem solchen Krieg!«

»Wartet es nur ab«, knurrt von der Rückseite der Protze Kurt Maier, »das kann ja auch noch mal auf uns zukommen!«

Die Pferde hat das Galopprennen ganz schön mitgenommen. Vor allem die schweren Zugpferde sind diese Gangart nicht gewohnt, noch dazu mit den schweren Gespannen.

Das Artilleriefeuer hat sich mal wieder in weite Fernen

zurückgezogen. Dafür dringt von vorn verworrender Kampflärm aus Zelzate heran. Gewehrschüsse und Handgranaten sind deutlich auszumachen. Bestimmt spielen sich dort jetzt wieder hartnäckige Kämpfe um einen Fluß- oder Kanalübergang ab.

Wir erfahren, daß es sich um ein größeres Wasserhindernis handelt. Bei der Bildung eines Brückenkopfes hätte es bei unserer Infanterie schwere Verluste gegeben. Einige Kompanien hätten beim Übersetzen bis zu 50 Prozent ihres Mannschaftsbestandes verloren.

Trotzdem scheint man jetzt auf der anderen Seite dieses Wasserhindernisses voranzukommen. Pioniere beginnen mit dem Bau einer Pontonbrücke.

Wir rücken langsam in das völlig zerstörte Zelzate ein. Der Ort wurde durch pausenlosen Beschuß, vor allem durch französische Artillerie, die unseren Angriff stoppen wollte, fast dem Erdboden gleichgemacht. Riesige Sprengtrichter zeigen an, daß hier auch wieder unsere Luftwaffe eingesetzt war. Überall Granattrichter, überall ein apokalyptisches Bild der Zerstörung. Fensterlose Mauern, eingestürzte, verkohlte Dachstühle, durchschlagene Decken und finstere, unheimlich gähnende Kellerlöcher. Überall liegen Gesteinsbrocken, aber auch zerschossenes Kriegsmaterial im Weg.

Mitten im Ort sehen wir ein zerschossenes leichtes Infanteriegeschütz. Es ist nicht von unserer Kompanie, aber trotzdem beunruhigt es uns.

Wir schauen uns betreten an. Der Anblick ist gräßlich. Geschütz und Protze sind völlig demoliert, ein einziger Schrotthaufen. Die Pferde liegen tot mit heraushängender Zunge im geronnenen Blut am Straßenrand. Unsere Pferde scheint der Anblick ihrer toten Leidensgenossen ebenso erschüttert zu haben. Sie werden unruhig und ziehen verstärkt an, als wollten sie dem Grauen entfliehen.

Je näher wir dem Übergang kommen, um so mehr zerstörtes Material und weggeworfene Ausrüstungsgegenstände liegen

herum. Auch Tote, Deutsche und Franzosen. Vorn nach dem Wasser hin liegen sie zu Dutzenden. Die meisten sind mit Zeltplanen zugedeckt. Ab und zu kommt von der anderen Flußseite schmutzig, bleich und mit blutgetränkten Verbänden ein Trupp Verwundeter.

Wir können noch nicht weiter. Die Brücke ist noch nicht fertig. Die Pioniere arbeiten fieberhaft daran. Material, vor allem Pontons, werden immer noch von Zugmaschinen herangefahren.

Vorn an der Brücke schlagen wieder Granaten ein. Jetzt gibt es auch Verluste unter den Pionieren, und auch auf der anderen Seite soll der Druck auf unsere Infanteriekompanien zunehmen.

Es ist immer noch unser Nachbarregiment, das auf der jenseitigen Flußseite jetzt sogar Gegenangriffe abwehren muß.

Das feindliche Feuer steigert sich noch. Drüben ist es ein einziges Blitzen und Krachen. Auch im Ort verdichtet sich jetzt der Beschuß. Wir weichen etwas zurück und ziehen mit unseren Gespannen auf eine Nebenstraße. Hier sind wir etwas sicherer. Trotzdem wird das Warten durch das sich immer mehr steigernde Artilleriefeuer zur Qual. Die Pferde werden unruhig und wollen bei jedem Feuerschlag fortziehen. Wir selbst suchen hinter Mauern immer öfter Deckung und Schutz vor den weit umherfliegenden Splittern. Je dunkler es wird, desto unheimlicher wirken die Einschläge in der von Explosionsblitzen erhellten einsamen Ruinenstadt.

Endlich, nach Mitternacht, läßt der Beschuß nach. Auch das Infanteriegefecht auf der anderen Flußseite entfernt sich immer mehr. Unsere Pioniere können jetzt ohne Feindeinwirkung den Brückenschlag fortführen.

Gegen Morgen ist es endlich soweit, daß wir weiterrücken können. Auch die Infanteristen unseres Regiments nehmen den Vormarsch wieder auf. Dazwischen schieben sich in unsere Marschkolonnen auch noch Nachschubeinheiten ein.

Wieder geht es über Pontons über einen breiten Wasserlauf. Der Gegner hat sich in Richtung Eeklo zurückgezogen. Hinter diesem größeren Ort erwartet uns laut Karte wieder ein Wasserhindernis, der Brügge-Gent-Kanal.

Der Weitermarsch auf dieser Straße wird immer wieder verzögert. Mal sind es zivile Flüchtlingsströme, die mit ihren Karren die Straße blockieren. Dann wieder kommen uns Tausende belgischer Kriegsgefangener entgegen. Am meisten aber werden wir durch zerstörtes Kriegsgerät, zerbrochene Wagen, demolierte Geschütze und zurückgelassene Nachschubfahrzeuge aufgehalten. Sehr oft muß es noch beiseite geräumt werden, damit wir mit unseren Fahrzeugen und Gespannen ungehindert weiterfahren können. Immer wieder sehen wir stinkende, gräßlich aufgedunsene Pferdekadaver.

Im freien Gelände kurz vor einem Dorf hören wir auf einmal Motorenlärm in der Luft. Bestimmt unsere Jagdflieger auf dem Rückflug, denkt jeder, als die Kette kleiner Flugzeuge direkt auf uns zugeflogen kommt. Jetzt gehen die drei noch tiefer runter.

Da sehen wir zu unserem Entsetzen, daß sie statt der schwarzen Balkenkreuze blau-weiß-rote Kokarden unter den Tragflächen haben.

»Volle Deckung, feindliche Flieger von vorn!« ruft es von allen Seiten.

Es ist schon fast zu spät, aber Fahrer, Geschützbedienungen und alles, was laufend oder zu Pferd sich vorwärts bewegte, springen, fallen, stolpern mit oder ohne Pferd in den Straßengraben.

Aus den Tragflächen der Flugzeuge züngeln die Leuchtspurgeschosse auf uns zu. Die Luft ist erfüllt von Motorengedröhne und dem Knallen der Geschosse, die sich in Menschen- und Tierleiber bohren.

So sieht also das Ende aus! So sieht es aus, wenn wir keine

Luftherrschaft mehr haben! Wo bleiben denn unsere Flieger?

Haßerfüllte Gedanken über die französischen Jäger und das Ausbleiben unserer Luftwaffe erfüllen uns.

Inzwischen haben die Franzosen abgedreht. Verstört und verschmutzt stehen wir auf.

Hinter uns ist das Chaos ausgebrochen. Eine bespannte Nachschubeinheit mit Munitionsfahrzeugen hat es voll erwischt. Knatternd geht dort Infanterie- und Granatwerfermunition hoch. Eine feurige Lohe steht mitten auf der Straße.

Auch in eine Infanteriekolonne sind die Flugzeuge mit ihren Todesgarben hineingestoßen. Daß es hier nicht zum Schlimmsten kam, ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Infanteristen geistesgegenwärtig sofort mit mehreren MG den Flugzeugbeschuß aufgenommen hatten. Das war wirklich eine beachtliche Leistung, wobei einige Schützen, das Zweibein haltend, sogar ihre Schultern als MG-Auflage zur Verfügung stellen mußten. Das konzentrierte MG-Feuer hatte die drei Flugzeuge dann zum Abdrehen gezwungen. Alle haben von dieser mutigen Tat profitiert. Wir jedoch hatten ganz großes Glück. Wahrscheinlich hat uns die nahe Ortschaft gerettet, denn erst dahinter kippten die Flieger in Schußrichtung ab.

Im Dorf gibt es wieder einen längeren Halt. Es heißt, wir würden vorerst hier als Reserve bleiben, bis wir wieder kämpfend bei Eeklo eingreifen mußten. Aber dort liegt die Infanterie zunächst wieder vor dem Kanal fest.

Artillerie-Einheiten ziehen auf der Straße nach und gehen vor und hinter dem Dorf in Stellung. Es müssen mehrere Batterien sein. In der Nacht eröffnen sie ein Dauerfeuer, um den Angriff auf die feindlichen Stellungen vorzubereiten.

Martin Krositz meint zu dem pausenlosen Abschußgedröhne: »Das ist ja wie im Ersten Weltkrieg. Mein Vater hat mir oft erzählt von tagelangem Trommelfeuer an der Somme und bei Verdun!«

»Scheißegal, wann und wo«, sagt Frahnert, »ein Glück nur, daß es nicht jeden trifft.«

Das Dorf ist noch nicht so zerschossen und zerbombt wie die anderen Ortschaften, die wir bisher auf unserem Vormarsch kennengelernt haben. Unsere Infanteriekompanien haben inzwischen auch nachgezogen.

Von vorn hört man nur noch ein einziges Dröhnen. Das Artillerieduell nimmt wieder an Stärke zu. Ab und an gehen sogar Einschläge in der Nähe nieder. Wir stehen immer noch auf der Dorfstraße.

Nach längerem Warten heißt es, ausspannen und Quartiere aufzusuchen. Das erfolgt ziemlich schnell. Wir sind todmüde und haben seit langer Zeit einmal wieder die Aussicht, geschützt vor Nachtkälte und Granateinschlägen in einem Haus zu schlafen.

Trotz der lauten Artillerieabschüsse in der Nähe verfallen wir in einen tiefen Schlaf.

Im ersten blassen Morgenschimmer müssen wir jedoch sofort wieder aufstehen und anspannen.

Jetzt sind wir gefordert. Es soll gegen die befestigten Stellungen bei Eeklo gehen. Die Infanterie zieht bereits gruppenweise auf der Straße vor.

Es ist der 26. Mai, als wir nach einem kurzen Zwischenaufenthalt mit dem I. Bataillon wieder vorziehen. Die allgemeine Marschrichtung geht dorthin, wo gelbe Blitze mit bebendem Krachen schwarze Erdfontänen hochreißen. Pausenlos hämmert jetzt wieder unsere Artillerie auf die feindliche Stellung am Kanal. Aber pausenlos schießen auch die Franzosen zurück.

Wir erfahren, daß alle Angriffe, die gestern erfolgt sind, im konzentrierten feindlichen Feuer zusammengebrochen sind. Die Verluste, die das andere Regiment hat, sollen beträchtlich sein.

Im Trab und teilweise auch im Galopp, um dem

Artilleriebeschuß zu entgehen, hat sich unser IG-Zug an die ersten Häuser von Eeklo herangepirscht. Es ist nicht der Ort selbst, der so hartnäckig verteidigt wird, sondern der dahinterliegende Brügge-Gent-Kanal. Hinter aufgeworfenen Uferböschungen wartet ein gut verschanzter Feind, der von seiner starken Artillerie unterstützt wird.

Rauchschwaden mehrerer Brände verdunkeln den Himmel. Überall liegt wieder zerschossenes Kriegsmaterial herum, tote Pferde, aber auch gefallene Soldaten, Franzosen und Deutsche.

Innerhalb von zwei Tagen hat sich eine friedliche belgische Landschaft in ein grausam zerschundenes blutiges Schlachtfeld verwandelt. Es erinnert in seiner Trostlosigkeit, mit seiner zerstörten Umwelt an die Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges.

Aber diese trüben Betrachtungen zerfliegen sofort bei dem Dröhnen über uns. Ein Bombergeschwader setzt zum Anflug auf die feindlichen Stellungen an. Drüben verdichtet sich das Flak-Feuer. Schwarze Sprengwolken stehen hoch am Himmel, mitten unter den Flugzeugen, die jetzt ihre Bomben ausklinken. Dann brüllt drüben die Hölle auf. Der Luftdruck der Bombenteppiche ist bis zu uns hin zu spüren. Riesige Explosionspilze schießen vorn am Kanal hoch, und überall schwarzer Rauch und Feuer. Eine unheimliche Todeswand hat sich dort gebildet.

Unsere Infanteriekolonnen nutzen den Bombenhagel und erreichen ungehindert ihre neuen Bereitstellungsräume am Westrand der Stadt. Auch unsere beiden Geschütze beziehen dort eine Feuerstellung. Einige hundert Meter davor hat unser Leutnant in einem der letzten Häuser bereits die erforderliche B-Stelle eingerichtet. Die Fernsprechverbindung dorthin muß noch gelegt werden.

Wir beginnen mit unserer Arbeit. Trotz des pausenlosen Streufeuers verläuft der Leitungsbau ohne Störungen. Mit dem Bataillon wurde abgesprochen, daß wir das Vorrücken der

Infanterie mit gezieltem Feuer von der B-Stelle aus unterstützen. Ist der Kanal erst einmal erreicht, sollen wir so schnell wie möglich, wie damals an der Maas, mit unseren Gespannen die Geschütze vorziehen und vom Ufer aus die jenseitigen Feuernester unter Direktbeschuß nehmen. So überzeugend dieses Vorhaben auch aussehen mag, hat es doch den Haken, daß die Leistung von damals von einer Reihe glücklicher Umstände abhing.

Auch Feldwebel Tamm sieht dieser zweiten Angriffsphase sehr skeptisch entgegen.

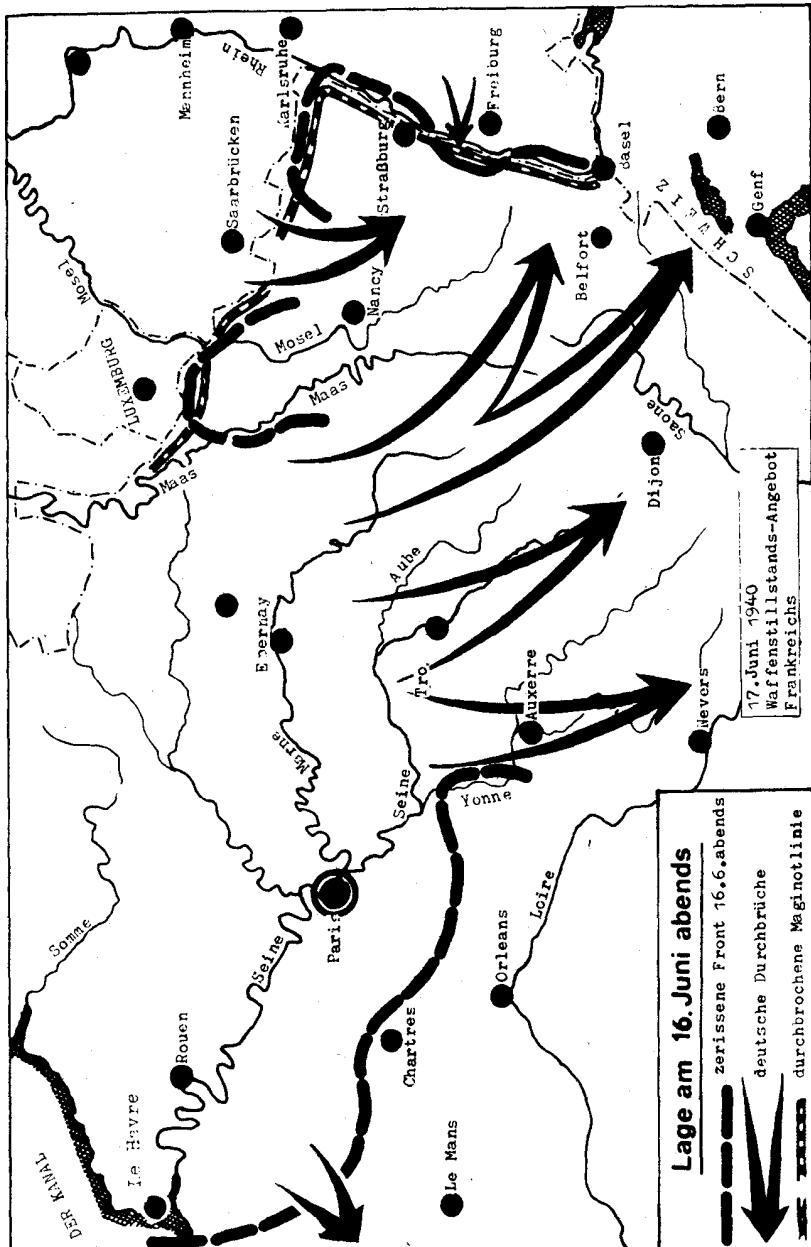
»So etwas wiederholt sich nicht noch einmal beziehungsweise geht nicht noch einmal so planmäßig über die Bühne«, meint er. Trotzdem fügt er sich in das Unabänderliche, man ist ja schließlich Soldat, und Befehl ist Befehl.

Vorerst jedoch warten wir auf den indirekten Einsatz unserer Geschütze. Wegen des fortwährenden Beschusses verbessern wir noch unsere B-Stelle, die an der Außenmauer eines Gehöftes liegt. Da wir auf dem gepflasterten Hof schwer in den Boden kommen, schleppen wir vor allem Strohballen heran, vor die wir noch Sand schütten. Dahinter hat man wenigstens einigermaßen Schutz vor den umherfliegenden Granatsplittern.

Nach vorn beobachtet Leutnant Rödiger mit dem Scherenfernrohr, und Unteroffizier Herrmann arbeitet mit dem Richtkreis.

Wir machen laufend Leitungsprobe, denn bei dem stetig stärker werdenden Artilleriefeuer ist der dünne Draht einer dauernden Zerreißprobe ausgesetzt. Die Stellungslänge beträgt nur 200 Meter, aber die haben es bei dem dauernden Beschuß in sich.

Am Nachmittag setzt der Sturm unseres Bataillons auf den Kanal ein. Gruppenweise arbeiten sich die Kompanien vor. Unsere Artillerie unterstützt den Angriff mit Dauerfeuer auf die Kanalzone.



Wir können das Vorgehen unserer Schützen von der B-Stelle aus verfolgen. Pausenlos kommt es von hinten aus den Artilleriestellungen angeheult und schlägt vorn auf der Dammkrone mit grellen Blitzfontänen ein.

Jetzt werden auch für unsere Geschütze die erforderlichen Feuerkommandos durchgegeben. Zwei feurige Lanzen markieren direkt hinter uns das Mündungsfeuer mit dem unverkennbaren Knall. Über uns hinweg rauschen die Granaten und mischen sich vorn mit in den ununterbrochenen Wahnsinnstanz der hoch aufschießenden Einschläge.

Wir verlegen das Feuer jetzt weiter vor auf das andere Ufer zu, wo wir die massierten feindlichen Kräfte vermuten. Langsam kommen die Kompanien voran. Es gibt jedoch Verluste, auch das lässt sich von unserer B-Stelle aus beobachten. Außer dem Granatbeschuss schlägt unseren Angriffsspitzen jetzt gezieltes MG-und Schützenfeuer entgegen.

Trotzdem gewinnen sie vorn an Boden. Der Kampflärm entfernt sich allmählich, und das weitere Geschehen liegt nicht mehr einsehbar vor uns. Direkt am Kanal hört man Detonationen von Handgranaten. Leuchtkugeln gehen dort hoch. Hier sind wir! Feuer vorverlegen! heißt das.

Weiter kommen sie vorn aber nicht. Vor dem Kanal ist endgültig Schluss. Das Feuer, das unseren Kameraden dort entgegenschlägt, ist mörderisch. Trotz pausenlosen Trommelns unserer Artillerie und trotz massierter Bombenangriffe der Luftwaffe hat sich auch dieser Angriff festgelaufen.

Es wird wieder Nacht, und wir sind noch nicht wesentlich weiter vorangekommen. Vom Leutnant, der wieder von einer Besprechung beim Bataillonskommandeur durch das Feindfeuer in die B-Stelle zurückkommt, erfahren wir von einem neuen Angriff. Über Nacht soll noch mehr Artillerie zusammengezogen werden. Vor allem sollen schwere, weitreichende Geschütze die Franzosen in ihren

Geschützstellungen bekämpfen. »Hoffentlich ist bis morgen genügend Artillerie heran«, meint er abschließend.

Es wird eine unruhige Nacht. Abwechselnd gehen wir in das Haus, um uns aufzuwärmen. Es erhält einen Treffer. Dach und oberes Stockwerk brechen zusammen. Kalkstaub, Pulverqualm, Splittern, Krachen dringen durch alle Räume.

Wir verziehen uns in den Keller. Keiner sagt ein Wort, das wäre bei dem dauernden Getöse der Einschläge auch kaum möglich.

Jetzt schießt der Franzose sogar mit ganz schweren Kalibern. Einer der Einschläge liegt unmittelbar vor dem Hof. Wir fliegen in unserem Keller von einer Wand zur anderen. Staub, Rauch und beizender Pulverqualm erfüllen den Raum. Wir ringen nach Luft und stürzen ins Freie.

Ein riesiger Trichter gähnt vor dem Haus, das nun noch ein paar Risse mehr hat. Die Tür ist weggeblasen, die Fenster sind zerborsten, und unsere Fernsprechleitung ist total zerfetzt. Ein Suchen nach den Drahtenden wäre zwecklos.

Also verlegen wir die Leitung vollkommen neu. Es wird wieder ein Gang durch die Hölle für Frahnert und Friese. Beim Abrollen der Kabeltrommel kommt es wieder herangerauscht. Es klingt, als ob ein schwerer Waggon auf einem Bahngleis direkt auf einen zugerollt kommt. Hilflos liegt man auf der Erde und erwartet das Ende.

Dann vor uns ein infernalisches Heulen, Krachen, Blitzen. Dumpfe, heiße Luft preßt uns an den Boden, und dann ergießt sich ein prasselnder Schmutzregen des sich verzehgenden Einschlags über uns.

»Wenn's heult und du hörst es«, schreit Frahnert in das Getöse, »hast du Glück. Dann nämlich haut der Koffer hinter dir oder vor dir rein. Wenn sie aber direkt auf dich zukommen, hörst du sie nicht einmal. Sie sind dann plötzlich da, und du bist weg – für immer!«

Friese meint, daß er auch schon so was gedacht habe. Aber

so ganz glaubt er es doch nicht, denn bei jedem Zischen und Heulen zieht er den Kopf ein und liegt auch wieder flach auf der Erde.

Die Nacht scheint endlos zu sein! Wir hocken jetzt alle im Keller. Die Leitung haben wir dorthin verlegt. Das Trommelfeuer, auch der schweren Kaliber, hält an. Der Keller, das wissen wir, bietet gegen einen Volltreffer keinen Schutz. Die Nerven liegen blank, wie man so schön sagt. Man registriert die Einschläge in nächster Nähe und lauscht auf das Heulen und Krachen. Mal näher, mal etwas weiter weg, und der Todesreigen läßt nicht nach.

Pausenlos trommelt der Franzose auf unsere Stellungen. Wir machen laufend Leitungsproben. In der Geschützstellung sieht es nicht besser aus. Dort liegen sie wie die Infanterie neben den Geschützen in tiefen Deckungslöchern. Nur gut, daß die Pferde wieder nach Lembecke, einem Dorf, in dem wir vorletzte Nacht waren, in die Protzenstellung zurückverlegt wurden.

Noch sind trotz des Beschusses wie durch ein Wunder keine Verluste eingetreten. Langsam beginnt es wieder Tag zu werden. Glutrot geht die Sonne hinter den zerstörten Häusern von Eeklo auf. Wir stellen fest, daß der Ort unter dem Dauerbeschuß noch mehr gelitten hat. Unheimlich wirken die von der Sonne angestrahlten Trümmer. Ganze Stadtteile sind nur noch eine Ruinenlandschaft.

Unsere Blicke richten sich jetzt zum Kanal, wo sich der Gegner befindet. Noch legen Nacht und Nebel zusammen mit den Pulverschwaden einen undurchdringlichen Schleier über die zernarbte Erde, aber die Spuren der von Granaten durchheulten Nacht sind auch hier zu erkennen. Wo gestern noch einzelne Granattrichter waren, ist der Wiesenboden jetzt regelrecht zerhackt.

Heute sollen wir angreifen und mit Schlauchbooten übersetzen. Die Angriffszeit steht jedoch noch nicht fest.

Es wird heller, und man kann schon die Deckungslöcher der

Infanteristen ausmachen. Der Artilleriebeschuß hat nachgelassen. Dafür ist jetzt wieder verstärkt Infanteriefeuer zu vernehmen.

Wir blicken angestrengt durch die Optik des Scherenfernrohrs zum Feind hinüber. Infolge der plastischen Vergrößerung dieses Gerätes lassen sich beim Aufblitzen dort MG-Nester und Pak-Stände ausmachen. Diese Feststellungen sind jetzt schon nützlich, um später beim Angriff beim direkten Schießen sofort das Ziel zu finden.

Ein dünnes Motorengeräusch ist jetzt in der Luft hinter uns zu hören. Ein Fieseler-»Storch« zieht über unseren Stellungen eine weite Schleife.

»Bestimmt der Artilleriebeobachter, der jetzt von oben das Feuer der schweren Batterien leitet«, meint Unteroffizier Herrmann.

Da dröhnt neuer Motorenlärm von Westen her heran. Die verfluchten französischen Jäger sind wieder da und stürzen sich jetzt wie Raubvögel auf den langsamem, hilflosen »Storch«. Ein ungleiches Duell beginnt. Wir spüren förmlich die Angst und die Ohnmacht der paar Männer da oben. Da zischen oben bei den Franzosen aus den Tragflächen wieder wie vorgestern knatternd die Leuchtspurgeschosse, diesmal auf den lahmen Hochdecker. Doch was ist das?

Statt brennend abzustürzen, gleitet er, man möchte fast sagen, im freien Fall, etwa 100 Meter in die Tiefe, um dann wieder in den Horizontalflug überzugehen. Dadurch waren die tödlichen Garben über ihn hinweggegangen.

»Das war gekonnt«, kommentiert Herrmann diese fliegerische Leistung. Wütend darüber, daß sie das kleine, armselige Flugzeug nicht getroffen haben, drehen die drei Jäger wieder ein, um erneut einen Anlauf zu nehmen.

Dazu kommt es aber nicht mehr, denn plötzlich ist, aus der Sonne kommend, eine Kette unserer Messerschmidt-Jäger aufgetaucht. Der erste feuert bereits auf den Franzosen, der

seitlich abdrehen will. Zu spät, die Garbe muß gesessen haben. Eine lange, dunkle Rauchfahne hinter sich herziehend, stürzt die »Morane«, sich überschlagend, in die Tiefe. Die beiden anderen drehen ab, verfolgt von unseren Jägern. Über uns aber zieht unbekümmert der Artilleriebeobachter weiterhin seine Kreise.

Wenig später setzt unser Artilleriebeschuß ein. Ununterbrochen heulen Granaten über uns hinweg, drüben Erde und Rauch emporschleudernd, Menschen und Gerät zerfetzend – ein Schreckensbild, wie es sich noch unzählige Male wiederholen sollte.

Plötzlich hören wir in dem Heulen und Krachen einen anderen Ton. Es klingt wie gestern das Rauschen der schweren Kaliber. Es ist ein unheimlich durchdringendes, anschwellendes Geräusch, wenn die ganz schweren Geschosse über uns hinwegfliegen und weiter hinten bei den französischen Stellungen einschlagen. Eine zuvor nie gesehene gewaltige Explosionswolke steht dann dort riesengroß wie ein Baum am Horizont. Dann erst folgt ein furchtbarer Knall.

»Das sind unsere Einundzwanziger«, meint Feldwebel Tamm, »die beschießen jetzt die feindlichen Batterien, die uns immer so zu schaffen machen!«

Leutnant Rödiger sagt uns jetzt, daß der Angriff auf den Kanal um 10 Uhr erfolgen solle. Er hatte inzwischen nähere Einzelheiten vom Bataillonsgefechtsstand erfahren. Auch das II. Bataillon würde mit angreifen, als zweite Welle.

Es bezieht hinter uns schon eine Bereitstellung. Pioniere mit Floßsäcken liegen auch schon hinter Mauervorsprüngen, einsatzbereit. Es ist vorgesehen, daß wir mit unseren leichten Geschützen auf Floßsäcken ebenfalls zum anderen Ufer übersetzen, um von dort im direkten Beschuß die vielen Widerstandsnester zu bekämpfen.

Zunächst gilt es ja, mit den Schützenkompanien zusammen vorzustoßen, damit unsere Geschütze in entsprechende

Stellungen gebracht werden können. So war es gestern bereits festgelegt worden. Ein Plan, der beachtliche Risiken in sich birgt, und es ist daher besser, jetzt noch nicht daran zu denken...

Es ist noch eine Stunde bis zur X-Zeit. Unvermindert feuert unsere Artillerie weiter auf die feindlichen Stellungen. Unvermindert rauschen die schweren Kaliber der 21er Heeresartillerie über uns hinweg. Immer wieder ist es faszinierend und grauenhaft zugleich, wenn sie drüben weit hinter dem Kanal einschlagen. Wie mag es da drüben aussehen? Wie konnten Menschen so etwas ertragen – falls ihnen der Tod noch eine Chance ließ?

Beim Gedanken an den bevorstehenden Angriff kommt aber auch bei uns ein bisher nicht gekanntes Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht auf. Stand uns doch etwas bevor, dessen Ausgang völlig ungewiß war? Man will es sich nicht eingestehen, daß man Angst hat. Aber keiner spricht solche Gedanken aus. Am ersten Tag war das anders. Da kannte man das alles noch nicht.

Von hinten wird gemeldet, daß die Gespanne angekommen sind. Es ist 5 Minuten vor 10 Uhr. Friese und Frahnert haben noch eine Art Galgenfrist, weil sie ja die Leitung noch aufspulen müssen.

Das Artilleriefeuer steigert sich jetzt noch. Ein unablässiges Blitzen des Mündungsfeuers hinter uns und ein rasender, krachender Feuerlärm vor uns. Es ist wie ein letzter Wutausbruch ...

10 Uhr! Der Angriff beginnt. Friese gibt als letzte Meldung den Angriffsbefehl an Geschütze und Gespanne nach hinten durch.

»Wir fahren jetzt ab«, bestätigt Krositz.

Wenig später sehen wir die Pferde im Galopp heranpreschen. Auf den Protzen, durchgeschüttelt und sich festhaltend, die Geschützbedienungen. Dahinter schlingern die Geschütze an

den vielen Granatrichtern vorbei. Seitlich hoch zu Roß, wie am ersten Tag, die Geschützführer Gerlich und Ullrich.

Inzwischen haben sie fast die Infanterielinien erreicht. Feldwebel Tamm winkt sie stehend ein, und sie vollziehen dann einen Schwenk.

Die Mannschaften springen gerade ab, da trifft das erste Geschütz eine MG-Garbe. Die beiden Spitzenpferde stürzen. Eines ist sofort tot, das andere zuckt noch eine Weile, bis die Bewegungen erstarren.

Ein blutiges Chaos spielt sich um die Gespanne und die wild um sich schlagenden Stangenpferde ab. Irgendwie gelingt es den Fahrern, das tote vom noch lebendigen Gespann zu trennen. Währenddessen haben unsere Bedienungen das Geschütz abgehängt und bereits in Stellung gebracht. Einige bluten, arbeiten aber trotzdem weiter. In höchster Eile ziehen unsere Fahrer mit dem Restgespann vom ersten Geschütz und dem Gespann vom zweiten und den Protzen nach hinten.

Da kommt ein einzelnes Pferd auf uns zugerast. Wir fangen es ein. Es ist das von Geschützfahrer Gerlich. Aber wo ist er?

Da sehen wir ihn etwa 20 Meter vom Geschütz entfernt liegen. Wenig später erfahren wir von seinem Tod: Kopfschuß!

Das zweite Geschütz hat das Schwenkmanöver unbeschadet überstanden und feuert nach Zieleinweisung von Feldwebel Tamm bereits die ersten Granaten nach drüben. Jetzt ist auch das erste Geschütz soweit.

Die Infanterie-Einheiten schieben sich langsam an den Kanal heran. Ein verbissener Kampf gegen einen sich zäh verteidigenden Gegner um jeden Meter Boden hat begonnen.

Der Franzose schießt mit seiner Artillerie wieder Sperrfeuer. Schon nach kurzer Zeit kommen die ersten Verwundeten mit blutigen Verbänden zurück.

Wir haben die Leitung inzwischen aufgespult und hasten nun alle drei mit dem Nachrichtengerät und jeder einen Korb

Granaten in der Hand zu den Geschützen vor, wie Leutnant Rödiger es angeordnet hatte.

Das feindliche Artilleriefeuer nimmt noch zu. Vorn aber sollen sie bereits am Kanal sein, doch übergesetzt sei noch keiner.

Die Pioniere haben mit ihren empfindlichen Schlauchbooten und Floßsäcken wieder schützende Stellungen aufgesucht. Sie warten auf ihren Einsatz, der jedoch nicht kommt. Vorn liegen die Infanteristen fest und graben sich schon wieder ein. Unsere Geschütze stehen etwas zurückgesetzt hinter ihnen.

Da schlägt es krachend vor dem zweiten Geschütz ein. Alle hatten den jähen Granateinschlag gesehen. Wir befürchten das Schlimmste und eilen, verfolgt von Infanteriefeuer und Artilleriegeschossen, hinüber.

Als sich der Rauch verzieht, erkennen wir, daß es nur Leichtverletzte gegeben hat, aber das Geschütz ist schwer beschädigt. Granatsplitter hatten die Stahlumhüllung des Rohrkörpers zerschlagen, so daß der selbsttätige Rohrrücklauf nicht mehr gewährleistet war. Auch die Räder sind angeschlagen.

Leutnant Rödiger befiehlt, das Geschütz zurückzuziehen. Vom Bataillon wird ein Lkw angefordert, der es zur Reparatur in die Waffenmeisterei fahren soll.

Nun müssen wir mit einem Geschütz auskommen. Um nicht noch weitere Verluste hinnehmen zu müssen, ziehen wir auch dieses im Mannschaftszug in die Deckung eines Hauses zurück.

Feldwebel Tamm sagt zu unserem Leutnant, daß wir es uns reiflich überlegen sollten, unsere Geschütze künftig weiterhin im Direktbeschuß einzusetzen.

Die Geschützbedienung vom ersten Geschütz geht noch mal vor, um ihren toten Kameraden zu bergen.

In einem Gehöft, das noch verhältnismäßig ganz ist, suchen wir vorerst alle Deckung vor den pausenlos ankommenden

Granaten. Das Haus ist sogar noch bewohnt. Es sind freundliche Leute, die jetzt mit uns zusammen im Keller sitzen und jeden Augenblick das Ende erwarten.

Die Einschläge liegen wieder einmal in unmittelbarer Nähe. Gegen Mittag steigert sich der Beschuß noch. Unser Keller wird pausenlos von Granateinschlägen erschüttert. Durch die zerborsteten Fenster sehen wir die Detonationen bedrohlich nahe aufblitzen. Erde und Steine prasseln in die Fensterschächte. Dunkle Sprengwolken nehmen uns das Tageslicht.

Gegen Mittag war der Angriff auf den Kanal noch einmal angesetzt. Nun erfahren wir, daß er auf 17 Uhr verschoben wurde.

Bombenflugzeuge sind angefordert, wie man hört. Sie kommen aber nicht. Unsere Artillerie muß den Angriff daher allein vorbereiten. Und sie tut es!

Eine halbe Stunde vor dem Angriff setzt ein gewaltiger Feuerschlag auf die feindlichen Stellungen und Batterien ein. Da der gegnerische Beschuß unter diesem Trommelfeuer nachgelassen hat, stehen wir wieder auf dem Hof und beobachten das pausenlos zuckende Mündungsfeuer hinter uns.

Plötzlich knattert eine MG-Garbe in unsere Mitte. Alles liegt sofort flach.

»Das war so nahe, als wären sie schon wieder heran. Aber das kann doch nicht sein!« schreit Frahnert.

»So ein MG soll wohl bis 2 Kilometer und sogar weiter schießen können«, versucht Friese die anderen zu beruhigen.

Es war keinem etwas zugestoßen, aber im stillen schworen alle, in Zukunft nicht mehr so leichtsinnig zu sein.

Der Feuerschlag durch unsere Artillerie hält die französischen Batterien zunächst einmal nieder. Es ist inzwischen 17 Uhr geworden. Mit den letzten Salven, die jetzt schon auf der jenseitigen Dammkrone liegen, springen unsere Infanteristen zusammen mit den Pionieren auf und stürmen den

Damm hinunter. Schlauchboote werden ins Wasser geworfen und die größeren Floßsäcke hinuntergezogen.

Man sieht, wie unsere Infanteristen in die Schlauchboote springen und die Pioniere abrudern. Sie geraten mitten in sprühende Granateinschläge hinein. MG-Garben schlagen ihnen entgegen. Ganze Reihen unserer angreifenden Kompanien werden zusammengeschossen, und viele Kameraden bleiben tot oder verwundet zurück. Schlauchboote werden zerfetzt und reißen die darauf sitzenden Mannschaften in die Tiefe. Manche versuchen, das andere Ufer schwimmend zu erreichen. Aber unbarmherzig fallen die feindlichen Granaten jetzt in den Kanal. Gischtfontänen spritzen dort auf und vernichten alles, was sich auf dem Wasser bewegt.

Trotzdem schaffen es einige und dann immer mehr. Sogar mit den größeren Floßsäcken erreichen sie jetzt das andere Ufer und krallen sich förmlich am anderen Damm fest.

Jetzt werden auch wir angefordert. Wir sollen auf einem Floßsack das verbliebene Geschütz an das andere Ufer bringen, um dann von dort aus feindliche Widerstandsnester zu bekämpfen.

Mit aller Kraft und eingespannten Zugseilen bremsend, rollen wir das Geschütz an einer abgeflachten Uferstelle den Damm hinab. Unten schieben wir es über Planken und Bretter auf einen großen Floßsack. Mittels einer Seilwinde wird das Gefährt mit Geschütz und Mannschaft vom Ufer in schneller Fahrt hinübergezogen.

Wir atmen erleichtert auf, als es drüben anlegt. Infanteristen und Pioniere helfen, es am anderen steilen Ufer herauszuziehen.

Auf der nächsten Fuhre sollen wir mit Nachrichtengerät und Granaten folgen. Mit gemischten Gefühlen besteigen wir den wackligen Floßsack, der gerade von einer überschwappenden Welle eines Granateinschlages erfaßt wird.

»Im Wasser wühlen die Granaten nur den Schlamm auf,

spritzen hoch auf; aber sie sind nicht so gefährlich wie an Land.« Martin Krositz versucht, sich und uns Mut für die Überfahrt zu machen.

Schneller als gedacht sind wir am anderen Ufer. Es ist besser gegangen, als wir uns das vorgestellt hatten.

Dafür schießt der Franzose auf das soeben erkommene Ufer mit allen Geschützen.

Wenig später schlägt es genau bei der Übergangsstelle drüber ein. Der Floßsack verschwindet, zersiebt von unzähligen Eisensplittern, im Kanal. Die Hilferufe von Verwundeten und Untergehenden übertönen den Gefechtslärm.

Wir vier, Jagemann hat sich uns angeschlossen, liegen flach an den Erdboden des Dammes gepreßt. Es ist nur noch ein einziges krachendes Gedröhne um uns. Erde wird vor uns auf der Dammkrone aufgerissen, beißender Rauch wallt, Erdbrocken und Steine prasseln herab.

Man will fort, ehe die nächste Lage kommt. Aber wohin? Der Damm ist in seiner ganzen Länge ein einziges feuriges, brüllendes Inferno. Wir denken an unseren Auftrag, Munition zum Geschütz zu bringen oder eine Leitung zu bauen. Aber wo sind die Kameraden mit dem Geschütz und unserem Leutnant hin?

Wir fragen die Infanteristen neben uns. Keiner weiß etwas. Nach links ist das Feuer etwas schwächer. Bestimmt sind sie dort in Stellung gegangen.

Geduckt springen wir mit unseren schweren Lasten unterhalb des Dammes in diese Richtung. Wieder kommt es herangeheult. Der größte Teil dieser Lage knallt jedoch in das Wasser oder bereits vor den Damm. Martin hatte recht: Im Kanal richten die Einschläge nicht soviel Unheil an und reißen nur Wasserfontänen hoch.

Über den Damm hinweg schwirren und knallen nun Infanteriegeschosse. Jetzt setzen sie wieder auch noch ganz schwere Batterien auf uns an. Vor uns, hinter uns sowie oben

auf dem Damm kreischen und brüllen die Einschläge pausenlos.

Wir liegen wieder flach und fragen nach unserem Geschütz. Ein Unteroffizier schaut uns verwundert an und sagt:

»Die Sachsen sind doch überall!« Also waren wir auf einmal mitten unter eine bayrische Einheit geraten.

»Ihr könnt aber auch mit uns weitermachen«, meint einer.

Aber das wollten wir nun auch wieder nicht. Also hasten wir den ganzen langen Weg am Damm wieder zurück. Gehetzt von Granateinschlägen, niedergedrückt von den schweren Lasten, finden wir endlich unsere Truppe mit ihrem Geschütz wieder und werfen uns völlig ausgепumpt dahinter.

Sie hatten bisher nur drei Schuß abgegeben, bei denen sie nicht einmal das Ziel erkannt hatten. Alles im Vorfeld ist in Pulverdampf gehüllt. Dazu kommen die sich lang hinziehenden Rauchschwaden brennender Häuser.

Der feindliche Artilleriebeschuß flaut jetzt doch merklich ab. Es ist richtig ungewohnt, wenn der schaurige Lärm nachläßt.

Leutnant Rödiger ist schon seit längerer Zeit auf der Suche nach dem Bataillonsstab. Als er endlich, es wird schon langsam dunkel, zurückkommt, erklärt er uns, daß der Franzose vor uns sich zurückgezogen hätte. Wenn die Protzen nachgerückt seien, würden wir noch in dieser Nacht die Verfolgung aufnehmen.

»Eines versteh ich nicht«, meint Jagemann, »warum kämpfen die da erst wie die Löwen, wenn sie sich am Ende dann doch noch zurückziehen?«

Leutnant Rödiger meint dazu: »Bestimmt hat das unser dauernder Angriffsdruck bewirkt. Aber ich kann mir auch vorstellen, daß woanders vielleicht ein Einbruch erfolgt ist, und nun würden sie hier beim Halten der Stellung abgeschnitten werden!«

»Aber sie sitzen doch ohnehin im Kessel, den wir von Tag zu Tag mehr zusammendrücken. Dann sind sie doch auch abgeschnitten.«

Der Leutnant weiß auf diesen Einwand Jagemanns auch nichts mehr zu sagen.

*

Im Wehrmachtsbericht vom 28. Mai wird mitgeteilt, daß der König von Belgien der deutschen Forderung nach einer bedingungslosen Kapitulation entsprochen habe und die Belgier, um weiteres Blutvergießen zu verhindern und der zwecklosen Zerstörung des Landes Einhalt zu gebieten, die Waffen niedergelegt hätten.

Es wird aber auch von verbissenen, unentwegt fortschreitenden Kämpfen der Infanteriedivisionen in den Radiokommentaren gesprochen sowie vom todesmutigen Vorpreschen unserer Panzerverbände, die nach unerhörten Kampf- und Marschleistungen die Kanalküste bei Calais und Boulogne erreicht hätten.

Der Kessel war somit geschlossen.

Der Vormarsch geht weiter. Wir mußten erst einmal wieder über den Kanal zurück und warten nun auf der Straße auf die Gespanne. Als dann die Pferde mit den Protzen heran sind, geht es aber auch nicht gleich los, denn die Pioniere arbeiten noch an der Behelfsbrücke.

Die lange Nacht will kein Ende nehmen. Wir stehen fröstelnd herum. Die Front brüllt wieder, aber weit in der Ferne. Unablässig blitzt es am westlichen Horizont.

Von allen Seiten drängen unsere Truppen den eingeschlossenen Feind Tag und Nacht auf immer engerem Raum zusammen, wie uns erzählt wird. Das Schicksal der drei französischen Armeen scheint besiegelt zu sein. Widerstand und Entlastungsbemühungen lassen langsam nach.

Die englische Expeditionsarmee scheint ebenfalls ihrer Vernichtung entgegenzugehen. Sie klammert sich jedoch an die

Hoffnung, über das Meer nach England fliehen zu können. Deshalb kämpfen sie jetzt zäh um die Häfen Ostende, Nieuwpoort und Dünkirchen. Und in diese Richtung stoßen wir jetzt über die improvisierte Kanalbrücke vor.

Nach den zermürbenden letzten Kampftagen und -nächten erwarten wir durchfroren und übernächtigt sehnsgütig den kommenden Tag und die wärmende Sonne.

Als sie endlich aufgeht und wir allmählich weiterziehen, fallen ihre ersten Strahlen auf ein grauenhaft zerstörtes Gebiet. Granattrichter reiht sich an Granattrichter, und überall liegen teilweise gräßlich zugerichtete Tote herum, viele Franzosen, aber auch viele Deutsche. Zerborstenes Material und Kriegsgerät sind überall verstreut, und es riecht nach Verwesung.

»Wie schön es doch aussieht, wenn die Sonne aufgeht«, meint Frahnert und will so vielleicht von dem Grauen ablenken.

»Ich habe nur eine Vorstellung: Ich möchte mal wieder in einem richtigen Bett schlafen«, bringt Kurt Maier seine sich immer nur um das Persönliche drehenden Gedanken an. »Und außerdem habe ich keine Zigaretten mehr.«

Friese hat noch zwei zerkrümelte. Aber so richtig hebt das die Laune bei unserem Sanitäter auch nicht. Uns geht es ähnlich. Die Stimmung ist fast auf dem Nullpunkt.

Die ersten Regentropfen, die aus einem immer trüber werdenden Himmel fallen, tragen ebenfalls nicht zum Wohlbefinden bei.

Eintönig ist der Marsch, grau der Himmel, und der graue Heerwurm zieht wieder Richtung Front.

Zusammengekauert, mit übergestülpten Zeltplanen, hocken wir dösend auf den Protzen und starren in den immer stärker werdenden Regen.

Auf der Straße kommen uns entlassene belgische Soldaten entgegen. Ihnen scheint der Regen nichts auszumachen. Die

Freude, daß der Krieg für sie zu Ende ist und sie wieder nach Hause können, überwiegt wohl alles andere.

Die große Stadt Brügge wird umgangen. Den ganzen Tag geht es voran, aber wo ist der Gegner?

Als es Abend wird, hellt sich der Himmel etwas auf. Da sehen wir drei englische Bombenflugzeuge auf uns zukommen. Kurz darauf klinken sie ihre Bomben aus. Wir beobachten ihren Fall. Als wir merken, daß sie weit genug seitlich der Straße auftreffen werden, nehmen wir nicht einmal Deckung, sondern ziehen in verstärktem Tempo in das vor uns liegende Dorf. Hinter den Häusern fühlen wir uns bei einem nochmaligen Anflug sicherer.

Hier, in Oudenburg, finden wir auch mal wieder für einige Stunden Ruhe. Aber noch in der Nacht geht es weiter in Richtung Ostende.

Zum ersten Mal kommen uns jetzt gefangene Franzosen entgegen. Man erzählt, daß bei Ostende ein ganzes Armeekorps in aussichtsloser Lage kapituliert habe.

Im Straßengraben stehen zerstörte englische Kraftfahrzeuge. Überall finden wir darin Sachen, die wir gut gebrauchen können: Decken, Regenumhänge, vor allem Kekse, Schokolade, Corned beef und ganze Stangen feinster Zigaretten.

In Ostende, wo wir gegen Morgen eintreffen, werden wir schon nicht mehr gebraucht. Vom Feind ist nichts zu sehen, dafür sehen wir das Meer. Für viele von uns ist es das erste Mal.

Es muß gerade Flut sein. Hohe Wellen spritzen hoch bis an die Deichkrone. Wir betrachten das Schauspiel der Brandung. Das Wellengetöse ist stärker als das Kampfgetöse vor uns.

In Middelkerke ist wieder einmal Rast angesagt. Sogar unsere Pferde finden in Ställen und Schuppen endlich einmal Ruhe. Die Bevölkerung ist hier nicht geflohen, der Ort zeigt auch nur wenig Kampfspuren.

Wir finden Quartier bei netten Leuten, zu denen wir gleich ein herzliches Verhältnis hergestellt haben.

Der Sohn ist als Soldat heimgekehrt. Er hat noch seine belgische Uniform an.

Wir holen unsere vom Engländer zurückgelassenen Gaben herein und veranstalteten mit unseren Quartiersleuten bei Biskuits, Corned beef und Schokolade ein Festessen.

Wer hätte so etwas nach allem, was vorangegangen war, noch für möglich gehalten? Keine Spur von Feindschaft! Man kann es kaum fassen. Und das mitten in einem Krieg! Fast könnte man meinen, wir seien zu Besuch hier ...

Plötzlich steht Unteroffizier Herrmann in der Tür und ruft in das Zimmer: »Friese und Frahnert sofort mit Nachrichtengerät fertigmachen!«

Wir sollten in Nieuwpoort eine B-Stelle einrichten, sagt er uns noch, die Geschütze spannten auch schon an. Der Engländer würde dort angreifen. Draußen wartet Leutnant Rödiger bereits auf uns – im Auto! »Das wird ja immer besser«, meint Krositz, »neuerdings fährt uns wohl schon eine Taxe in den Krieg? Allerdings wäre mir für so eine Fahrt ein geländegängiger VW-Kübel lieber als diese hochvornehme Karre.«

Der Fahrtwind im offenen Kabrio bringt die etwas verworrenen Gehirnzellen sehr schnell wieder ins Gleichgewicht. Der Fahrer erzählt uns, daß wegen der großen Eile, die geboten sei, sogar unser Kompanieführer seinen Wagen zur Verfügung gestellt habe.

Zu weiterem Nachdenken kommen wir nicht, denn es blitzt und kracht wieder pausenlos vor uns. Besonders von der See kommen ganz schwere Sachen herangeheult. Dort müssen englische Kampfschiffe stehen, die mit ihren 38-cm-Geschützen hierher schießen.

An der Straße, auf der wir fahren, blitzen vor Nieuwpoort drei riesige Einschläge auf. Die Aussicht, dort vorbeizumüssen,

wirkt ernüchternd, besonders für Krositz und Friese.

Unser Fahrer kennt die Strecke anscheinend genau. Manchmal fährt er mit 70 Sachen, manchmal schaukelt er langsam über die von Granaten zerwühlte Fahrbahn. Und das bei Nacht und ohne Licht.

Vor Nieuwpoort hält er an und wartet auf eventuelle Einschläge. Fast an der gleichen Stelle krepieren dann wieder Schiffsgranaten. Es ist ein Blitzen, Krachen, Splittern wie beim Weltuntergang. Drei gewaltige Feuerbälle spritzen etwa einen Kilometer vor uns in den Nachthimmel. Dann geht es erst schnell, dann vorsichtig auf die frischen Einschläge achtend, weiter.

»Warum wir jetzt immer umgekehrt unsere Leitung ziehen müssen und nicht wie üblich von hinten nach vorn, weißt du das?« fragt Martin Krositz.

»Ich denke mir, weil unser Leutnant nie genau weiß, wo er mit seiner B-Stelle hin will. Das war am Kanal auch schon so!«

Inzwischen hat uns der Fahrer abgesetzt, und wir laufen in Richtung HKL weiter. Überall im stark zerschossenen Ort und im Hafengelände sieht man die Feuerkeile der Einschläge, die sich krachend in Häuser und Ruinen bohren.

»Sind das nun unsere, die hier schießen, oder die Engländer?« sagt gerade Fritz Herrmann zum Leutnant.

Da kommt es auch schon herangeheult. Wir schmeißen uns hinter eine geborstene Mauer. Kurz davor zerknallen zwei riesige Einschläge schwerer Granaten. Der Luftdruck preßt uns an den Boden. Vor uns ist nur noch Feuer und dann roter Schein. Mörtelstaub nimmt uns den Atem. Stein- und Erdbrocken prasseln herab.

Unteroffizier Herrmann schreit auf, aber es war nur ein herabfallender Stein, der ihn traf. Schmutzig und wie betäubt erheben wir uns.

»Jetzt weißt du es genau, wer hier auf wen schießt«, sagt Krositz zu Herrmann.

Halb schräg vor uns gehen einige Leuchtkugeln hoch.
»Da ist die vorderste Linie, da gehen wir jetzt hin«, ordnet Leutnant Rödiger an.

Schon wieder kommt es herangeheult. Es ist ein unaufhörliches Zischen und Krachen. Stiebender Rauch erfüllt den Ort. Mauern bersten unter dem Krachen der Einschläge, Häuser stürzen zusammen.

Atemlos erreichen wir in Sprüngen, immer wieder Deckung suchend, die vorderen Kompanien. Der Feind muß hier ganz nahe sein, denn der Abschußknall seiner Infanteriewaffen erklingt aus nächster Nähe.

Der Leutnant und Unteroffizier Herrmann haben jetzt ein geeignetes Haus für ihre B-Stelle gefunden. Im Schein einer Taschenlampe wird Friese und Krositz erklärt, wo am Ortsrand die Geschützstellung zu finden sei.

Sie schließen den Fernsprecher an und hasten dann, mehr fallend als springend, durch die Ruinenstadt nach hinten.

Eine Trommel hat Friese bereits abgespult, und noch immer ist von der Geschützstellung nichts zu sehen. Die zweite Trommel ist auch schon fast abgelaufen, da hat Frahnert sie entdeckt. Wenn er ihnen nicht entgegengekommen wäre, wären sie in der mondscheinlosen Nacht an den Geschützen vorbeigelaufen.

In der Geschützstellung stellen sie mit Verwunderung fest, daß das kaputte Geschütz wieder in Stellung ist. Frahnert berichtet, gerade als man aus Middelkerke abrücken wollte, sei es wieder gebracht worden. Außerdem hätte man zwei neue Pferde auch gleich mitgeliefert.

Bei der Leitungsprobe nach vorn äußert sich Leutnant Rödiger sehr erfreut darüber, wie schnell die Geschützreparatur erfolgt sei und wie gut vor allem der Pferdeersatz geklappt habe.

Es beginnt langsam hell zu werden. Friese und Krositz müssen noch vor Sonnenaufgang auf der B-Stelle sein, weil sie

sonst vom Engländer eingesehen werden könnten. Sie springen, jede Deckung ausnutzend, entlang der Leitung zurück, gejagt von der unsichtbaren Hetzpeitsche einschlagender Granaten.

Dabei stellen sie fest, daß ihre Leitung an einer Stelle schon wieder gerissen ist. Ein großer Granattrichter gähnt in unmittelbarer Nähe. Schnell werden die Drahtenden zusammengesucht, dann zusammengebunden und isoliert. Danach geht die Hatz durch die Ruinen weiter.

Immer noch liegt die Dämmerung, verstärkt durch Pulverqualm und aufgewirbelten Mörtelstaub, über der Stadt, als sie die B-Stelle erreichen.

Neben uns gehen jetzt Sternbündelsignale hoch. Das bedeutet: Feind greift an!

»Das kann doch nicht wahr sein. Wieso greifen die, wo sie doch so dicke in der Falle sitzen, noch an?«

Der Leutnant versteht diesen Angriff genausowenig wie wir auch.

Gewehrschüsse fallen aus nächster Nähe. Vor uns hämmert ein MG. Etwas weiter weg gehen jetzt weitere Sternbündel hoch. Also greift der Engländer auf der ganzen Breite an!

Und dann sehen wir es beim Hellerwerden: Ungefähr 200 Meter vor uns, geduckt hinter Trümmern und Hauswänden, kommen sie auf uns zu. Die flachen Helme, die aussehen wie große Schüsseln, und die Männer in den khakifarbenen Uniformen kann man deutlich erkennen. Es sind nicht viele, aber sie kommen in dem schlecht überschaubaren Stein- und Trümmergewirr wenn auch langsam, aber stetig voran.

Feuerkommandos werden nach hinten durchgegeben. Dann blitzt und knallt es hinten zweimal, rauscht über uns hinweg und schlägt etwa 100 Meter vor uns ein. Bei der zweiten Lage geben wir noch etwas zu, und nun krachen die 7,5er Granaten in die angreifenden gegnerischen Linien. Und wieder kommt es angerauscht, und wieder springen zwei glühende Detonationen

unter den angreifenden Engländern auf.

Jetzt erkennt man, daß sie in Deckung gegangen sind. Wir schießen noch zwei Lagen dorthin, und es scheint, als ob der Angriff zunächst einmal gestoppt sei.

Mit gezieltem MG- und Gewehrfeuer nageln die Infanteristen den Gegner jetzt auch förmlich auf der Stelle fest. Die Engländer können weder vor noch zurück. Wir verlegen jetzt unser Feuer seitlich, wo sich vorhin auch der Angriff entwickelte.

Wütendes Artilleriefeuer schlägt jetzt wieder auf unsere Linien. Überall um uns ist jetzt wieder die Hölle los.

Leutnant Rödiger findet unsere B-Stelle nicht gut, weil wir von hier den Nachbarabschnitt nicht einsehen können.

Mitten im Granathagel beginnt er eine bessere Beobachtungsmöglichkeit zu suchen. Unteroffizier Herrmann zuckt die Schultern und springt hinterher.

Nach einer Viertelstunde kommt er zurück und weist uns ein. Es ist nicht weit weg, aber da wir unser Fernsprechkabel umgekehrt abgerollt haben, ist keine Reserve zum Nachziehen mehr auf der Trommel. Also müssen wir zurücklaufen durch den Wirbel der Granateinschläge bis in die Protzenstellung, um neues Kabel zu besorgen.

Friese übernimmt den Gang allein. Völlig außer Atem und gehetzt von Granateinschlägen, kommt er hinten an. Es war gar nicht leicht, unter den vielen Nachschubeinheiten unsere Pferde und Protzen zu finden. Denn hinter der Geschützstellung mußte er noch eine Weile laufen, bis er endlich bei seinem Haufen ankam. Er findet für die vorgesehene Verlängerung auch nur noch eine Trommel, aber diese mußte bis zur neuen B-Stelle reichen.

Als er schon wieder aufbrechen will, wird ihm mitgeteilt, daß er in fünf Minuten mit dem Auto nach vorn gefahren würde. Wenigstens etwas Erfreuliches an diesem trüben Tag,

denkt er gerade, da fällt sein Blick auf die neuen Pferde. Solche dicken Rösser hatte man bisher noch nicht. Sie haben ein eigenartiges Fell, fast silbrig, aber etwas braun untersetzt.

Mit gesenktem Kopf stehen sie da, bestimmt fühlen sie sich fremd in ihrer neuen Umgebung. Friese geht zu ihnen und streichelt sie über ihre runden Kuppen. Sie scheinen sich darüber zu freuen. Wie wäre es, wenn wir einen Tausch mit dem Geschützzug machen und unsere beiden Braunen gegen diese beiden hier wechseln? denkt er. Er möchte die beiden »Dicken«, wie sie jetzt schon von unseren Fahrern Lank und Siebert liebevoll genannt werden, zu gern als Gespann vor seiner Protze haben.

»Wißt ihr denn schon, wie die beiden Rösser heißen?«

»Ja«, erwidert Lank, »die haben so komische, vornehme Namen. Der eine heißt Romeo und der andere Rigoletto. Man bricht sich die Zunge ab, wenn man das ausspricht. Aber wir haben sie trotzdem gern!«

Und dabei sollte es bleiben. Romeo und Rigoletto wurden die Lieblinge des ganzen ersten IG-Zuges ...

»Dein Wagen ist vorgefahren, der Herr möchte bitte einsteigen!« ruft Unteroffizier Maier Friese zu, der mit ihm zur Geschützstellung vorfahren will.

Die Fahrt mit dem Auto wird zur Höllentour. Denn schließlich ist die Straße zwischen Middelkerke und Nieuwpoort von allen Seiten gut einzusehen – auch für den Engländer. Und jetzt scheint er alle Geschütze auf das Wägelchen gerichtet zu haben.

Die Männer verzichten daher auf die Weiterfahrt und arbeiten sich sprungweise im Straßengraben weiter vor. Völlig erschöpft erreichen sie die Geschützstellung.

Maier will dort bleiben, und Friese steht wieder das Schlimmste bevor. Er sieht zum Ort hinüber, wo pausenlos die Einschläge hochgehen. Überall in Nieuwpoort blitzt und kracht

es.

Frahnert lässt Friese aber nicht allein bei seinem beschwerlichen Weg zur B-Stelle. Er will ihn zumindest bis zum alten VB-Punkt begleiten. »Wahrscheinlich ist die Leitung bei dem Beschuß auch schon wieder gerissen«, sagt er, »da kannst du mich beim Reparieren gut brauchen.«

Dann hasten sie in den Granathagel hinein.

Natürlich ist die Leitung wieder durch Treffer zerstört. Die defekte Stelle ist zu zweit aber schnell repariert. Nun arbeiten sie sich, immer wieder Deckung suchend, weiter zur HKL vor. Die B-Stelle ist natürlich nicht mehr besetzt.

Friese schickt Frahnert jetzt zurück und arbeitet allein weiter.

Das englische Artilleriefeuer liegt jetzt etwas weiter hinten im Ort. Es gurgelt pausenlos über ihn hinweg. Irgendwo seitlich brodelt MG- und Gewehrfeuer auf, verstummt dann aber sofort wieder. Vor ihm jedoch ist es ruhig geworden, unheimlich ruhig.

Als er die neue B-Stelle erreicht, ist überhaupt keiner da. Suchen die etwa schon wieder nach einer neuen Position? Sie werden schon kommen und mich holen. Leitungsdräht habe ich für alle Fälle jetzt noch genug auf der Trommel, denkt Friese.

Die Leitung zur Geschützstellung funktioniert. Dort weiß man aber auch nicht, wo der Leutnant und Unteroffizier Herrmann sind.

Friese wartet weiter. Allmählich setzt auch in diesem Abschnitt das Streufeuер wieder ein. Es wird immer stärker. Man müßte wieder in den Keller gehen, aber dann finden sie mich nicht, überlegt Friese und bleibt im Erdgeschoß.

Plötzlich reißt ihn ein donnernder Schlag aus seinen Gedanken. Steine prasseln herab, gezackte Eisensplitter fauchen durch den Raum, schwarzer Qualm, Ziegelmehl und undurchdringlicher Staub überall. Die Mauer zum Nachbarraum ist zur Hälfte weg. Dort nebenan hatte es

eingeschlagen.

Friese stürzt ins Freie. Aber dort kommt es auch schon wieder herangeheult. Die nächste Lage kracht unmittelbar vor dem Haus auf die Straße. Ein gewaltiger Druck schleudert ihn zurück. Keuchend fällt er auf den Holzfußboden. »Was du hier machst und daß du hier bleibst, ist doch Wahnsinn! Aber wo soll ich hin? Ich muß doch bleiben!« redet er vor sich hin.

Draußen ist es wieder etwas ruhiger geworden. Der Feuerüberfall ist weitergewandert. Etwas weiter weg gehen jetzt Erd- und Steinfontänen hoch. Überall huscht dort blasses Feuer durch die zerklüftete Stadt. Kein Infanterist ist in den Stellungen davor mehr zu sehen, und dahinter zeigt sich auch keiner.

Wo bin ich nur? fragt sich Friese. Bin ich überhaupt hier richtig? Aber das ist doch die B-Stelle, die Leutnant Rödiger ausgesucht hat. Am besten ist, ich haue ab. Was soll ich denn noch hier, wenn keiner kommt?

Aber da scheint doch jemand zu kommen. Von Deckung zu Deckung springend, arbeitet sich einer durch die Ruinen vor. Nur gut, daß sich ein deutscher Stahlhelm von einem englischen so auffallend unterscheidet.

Jetzt faucht es wieder heran und schlägt genau dort ein, wo der einsame Soldat soeben noch stand.

Bestimmt hat es ihn erwischt, denkt Friese. Wenn ich doch nur ein Fernglas hätte. Er beobachtet vom rückwärtigen Fenster aus weiter.

Da springt der Mann aber wieder auf und läuft, vorsichtig nach allen Seiten sichernd, direkt auf Frieses Unterschlupf zu. Dann erkennt er ihn.

»Martin!« ruft er, denn es ist wirklich Martin Krositz, der in wilden Sprüngen in Richtung von Frieses B-Stelle zugehastet kam. »Wo kommst du denn her, Martin?«

»So ähnlich wollte ich dich auch fragen. Was machst du denn hier vorn?«

»Na, die B-Stelle besetzen. Ich mußte doch noch Kabel holen, das weißt du doch!«

»Die B-Stelle, Hans, ist jetzt weiter hinten. Weißt du denn nicht, daß die HKL zurückgenommen wurde? Ungefähr 300 Meter ist man zurückgegangen, um unsere Schützenkompanien nicht unnütz dem dauernden Trommelfeuer auszusetzen. Unsere jetzige B-Stelle ist mindestens 300 Meter weiter hinten. Und du hockst hier jetzt im Niemandsland! Ein Wunder, daß dich der Tommy noch nicht geschnappt hat.«

»Aber warum hat mich keiner benachrichtigt?«

»Die Leitung war doch gestört, und als sie mal wieder kurz intakt war, muß sie auch gleich wieder zerrissen sein, und zwar in deiner Nähe. Jetzt aber nichts wie weg! Ich habe keine Lust, in London oder Liverpool Granaten zu drehen. Den Draht lassen wir liegen, sonst kommen wir überhaupt nicht mehr fort.«

Sie sind noch keine 100 Meter gelaufen, da bricht der Höllentrubel wieder los. Giftig faucht es über sie hinweg, um irgendwo einzuschlagen. Zum Glück finden sie ein Haus, dessen untere Etage etwas Schutz bietet.

Eine halbe Stunde sind sie jetzt schon hier, und immer noch schießt der Engländer aus allen Rohren.

Plötzlich ein furchtbare Krachen, und sie taumeln zur Wand. Der Luftdruck nimmt ihnen den Atem.

Verwundert darüber, daß sie noch leben, stehen sie wieder auf und sehen sich wortlos an.

Was war das?

Da sehen sie es! Eine 21-cm-Granate oder ein ähnlich großes Kaliber liegt zu ihren Füßen.

»Ein Blindgänger!« schnauft Friese. »Mann, was für ein Glück wir gehabt haben. Jetzt aber nichts wie weg, sonst knallen sie uns noch so ein Ding auf die Bude.«

Sie hasten davon, so schnell sie können. Der Artilleriebeschuß scheint wieder etwas entfernt zu sein.

Sie wagen es daher sogar, beim Zurückgehen das Kabel auszuspulen. Mit der zweiten Trommel haben sie dann endlich die Geschützstellung erreicht. Von dort soll sofort eine neue Verbindung zur neuen B-Stelle gezogen werden.

Diesmal bleibt Friese zurück, und Krositz und Frahnert verlegen die Leitung. Das Artilleriefeuer hat nachgelassen. Eine Zerstörung der Leitung ist daher kaum mehr zu erwarten. In der Geschützstellung ist es jedoch auch nicht gerade gemütlich. Nachdem der Beschuß aufgehört hat, sind es jetzt englische Flieger, die mit Bordwaffen und Bomben die Front und das Hinterland heimsuchen.

Noch haben sie die Geschützstellung nicht entdeckt, aber das braucht nur eine Frage der Zeit zu sein. Daher sind alle eifrig dabei, tiefe Deckungslöcher zu graben. Inzwischen ist auch die Leitung fertig. Es besteht Verbindung, aber es kommt noch kein Feuerkommando.

Dafür kommen drei englische Bombenflugzeuge. Ihre Motoren brummen wie ein Schwarm böser Hornissen. Sie sind schon fast über uns hinweg, da schert einer aus und fliegt zurück.

»Jetzt haben sie uns am Wickel!« schreit Maier. »Volle Deckung!« Tatsächlich fliegt uns der letzte an. Wir verkriechen uns in unseren Löchern. Ganz tief kommt er jetzt auf uns zugeflogen. Er weiß offenbar, daß ihm von uns keine Gefahr drohen kann.

Friese starrt nach oben. Ganz deutlich kann er den Bordschützen vorn in der gläsernen Kanzel ausmachen. Gleich wird er oben den Hebel drücken, und die Bomben werden angerauscht kommen... Das Flugzeug zieht zunächst aber nochmals hoch.

»Sie können es sich ja erlauben! Kein eigenes Flugzeug ist weit und breit zu sehen, und unsere Flak ist auch nicht da, wo sie sein soll«, knurrt Maier und stülpt sich vorsichtshalber den Stahlhelm über.

Jetzt sind sie alle drei über uns. Und jetzt kommt es angerauscht wie ein Sturzbach.

Die Bomben fallen so nahe, daß man selbst im Deckungsloch noch geblendet ist. Stiebende Erde schlägt uns mit dem Explosionsdruck ins Gesicht.

Als sich der schwarze Rauch verzieht, sehen wir rund um uns herum und zwischen den Geschützen tief aufgewühlte Trichter. Aber von unseren Kumpels ist keiner verletzt. Auch die Geschütze sind nicht getroffen. Ein unfaßbares Wunder! Maier schüttelt den Kopf. Sagen kann er nichts. Auch die anderen nicht – vorläufig wenigstens.

In dem Getreidefeld bleiben wir nicht allein. Bespannte Artillerie zieht nach und geht in unmittelbarer Nähe von uns in Stellung. Die Pferde mit den Protzen ziehen ab. Die Artilleristen graben Deckungslöcher. Bestimmt haben sie auch schon unangenehme Erfahrungen mit den englischen Fliegern gemacht.

Auf einmal sind sie wieder da, die Engländer. Diesmal sind es sogar fünf Maschinen. Und diesmal ist das Ziel durch die Artilleriestellungen noch lohnender für sie.

Wir befürchten das Schlimmste. Sie kommen näher.

Da schlägt ihnen auf einmal Flak-Feuer entgegen. Unbemerkt von uns ist jenseits der Straße eine 2-cm-Flak in Stellung gegangen. Unbeirrt, trotz Beschuß durch Bordwaffen, schicken die Fla-Kanoniere den Feindflugzeugen ihre Leuchtspurgeschosse entgegen. Unentwegt hämmert der Zwilling auf sie ein. Die Briten ziehen jetzt einen weiten Bogen, um den Geschoßgarben auszuweichen. Ihre Bomben klinken sie weit weg aus, wo sie keinen großen Schaden mehr anrichten.

Die Flak hat zwar keinen getroffen, aber verjagt hat das tapfere, einsame Geschütz sie auf alle Fälle. Sie kommen jedenfalls nicht noch einmal.

Das Telefon klingelt. Leutnant Rödiger teilt uns mit, sie

hätten beobachtet, daß der Engländer sich zurückzieht. Wir sollten uns fertigmachen zum Nachrücken. Es gehe jetzt Richtung Dünkirchen.

Wenig später sind unsere Gespanne mit den Protzen da, und von vorn kommen Leutnant Rödiger und seine B-Stellen-Besatzung.

Friese fragt den Leutnant wegen des Pferdetausches. Der hat nichts dagegen, und so erwartet uns noch eine kleine Freude beim Eintreffen der Gespanne. Romeo und Rigoletto wird es bestimmt egal sein, wo auch immer sie werden ziehen müssen.

Es geht schon langsam auf die Nacht zu, als das I. Bataillon wieder vorrückt. Dabei ziehen wir nicht mehr auf der Straße, sondern in unmittelbarer Nähe des Meeres entlang den Dünen weiter. Durch den lockeren Boden wird der Marsch zur Qual, und unsere Pferde müssen sich schwer in das Riemenwerk legen.

Gegen 22 Uhr wird wieder Halt befohlen. Die Infanterie rückt noch etwas vor und geht wieder in Stellung. Dafür werden die Gespanne aus Gründen der Sicherheit etwas zurückgenommen, und wir erhalten wieder den Auftrag, eine Leitung zur B-Stelle zu ziehen.

Es ist bereits Nacht, als Friese und Frahnert das Kabel unmittelbar am Strand auslegen. Finsternis umgibt sie.

»Dunkel wie in einem Sack«, meint Frahnert, »und unser Kleiner« – womit Leutnant Rödiger gemeint ist – »hat wieder mal vergessen, uns richtig einzuweisen.«

»Eines wissen wir genau«, erwidert Friese, »nach rechts geht es jedenfalls nicht, denn da ist das Meer. Schau nur, wie es leuchtet.«

Nach einer Stunde des Suchens haben sie endlich die B-Stelle gefunden. Geschossen wird allerdings immer noch nicht. Sollte man etwa den Engländer schonen? Es heißt, man will erst den Morgen abwarten.

Als dieser heraufdämmert – es ist der 4. Juni –, kommt ein Melder vom Bataillon und ruft schon von weitem: »Überall Feuer einstellen, der Engländer ist geflohen!«

Die Infanteristen vor uns steigen aus ihren Bereitstellungen. Überall stehen jetzt Gruppen zusammen und blicken verwundert in Richtung Dünkirchen. Man kann es noch nicht fassen, daß die Schlacht zu Ende ist.

Immer nähere Einzelheiten werden bekannt. So soll sich das englische Expeditionsheer völlig in Auflösung befinden. Es hätte sein gesamtes Kriegsmaterial zurückgelassen und soll versucht haben, schwimmend oder in kleinen Booten, die draußen auf der Reede liegen, Schiffe zu erreichen. Eine ganze Armee hätte sich also sozusagen ins Meer gestürzt, um wenigstens das nackte Leben zu retten.

Das aber scheint ihnen gelungen zu sein. Die großen Schiffe sind jedenfalls nicht mehr zu sehen, und mit ihnen ist auch alles, was noch im Kessel war, übergesetzt.

Wir ziehen zurück nach Nieuwpoort und beziehen in einem der weniger zerstörten Häuser eine Ruhestellung.

Während die meisten nur noch schlafen wollen, macht sich ein kleiner Trupp mit Leutnant Rödiger auf, um sich in Dünkirchen das Fiasko anzusehen. Friese ist natürlich mit dabei und darf sogar mal wieder den »Ritter« reiten.

In kurzer Zeit haben sie den Hafenort erreicht. Je näher sie kommen, um so grauenhafter sieht das Schlachtfeld aus. Überall liegen tote Franzosen, Belgier aber auch Engländer. Kriegsmaterial, vor allem englisches, ist überall zerstreut, dazu zerstörte Panzer, auf dem Rückzug gesprengt, und auch ganze Batteriestellungen mit leichten und mittleren Geschützen.

In Dünkirchen selbst sieht es furchtbar aus, es ist nur noch ein Ruinenfeld. Vorn am Strand erkennen wir ganze Fahrzeugkolonnen, die tief in das Meer gefahren sind, so daß jetzt bei Flut nur noch die Dächer aus dem Wasser

herausragen. Wahrscheinlich hatte man hier eine Landungsbrücke zu den Schiffen auf See herstellen wollen. Und wahrscheinlich hat man sich, über die Autodächer kletternd, in Sicherheit gebracht. Es sollen auch Franzosen gewesen sein, die von den bereitliegenden Schiffen nach England gebracht wurden. Man schätzt, daß sich insgesamt 330.000 Mann gerettet hätten.

*

Die große Schlacht in Flandern ist zu Ende gegangen. Es war die Entscheidungsschlacht dieses Feldzuges. Vergeblich hatten die Franzosen versucht, nach Innerfrankreich durchzubrechen. Vergeblich wurden von der französischen Führung Entlastungsangriffe an der Somme angesetzt, um den bedrängten französischen Armeen Luft zu machen. Verzweifelt schlugen sich auch die Engländer zu Lande. Vergeblich versuchten sie mit ihrer Luftwaffe und Seestreitkräften den deutschen Vormarsch aufzuhalten.

Trotz hervorragender Bewaffnung und Ausbildung konnten die Truppen beider Länder die Lage nicht wenden. Die Deutschen drückten von Westen, Osten und Süden und hatten vor allem an Somme und Aisne einen Sperrriegel gegen einen eventuellen Ausbruch aus der Umzingelung gelegt.

Der erste Abschnitt dieses Feldzuges ist somit beendet. In einer kurzen Zeitspanne von noch nicht mal einem Monat wurden die geplanten Operationen so erfolgreich vollendet, daß Holland und Belgien kapitulierten und die Eliteverbände der französischen Streitkräfte, an die Kanalküste gedrängt, aufgeben mußten. Das englische Expeditionsheer konnte nur unter Zurücklassung sämtlichen Materials bei Dünkirchen über den Kanal fliehen. Diese Flucht, bei der auch eine gesamte französische Armee mit nach England übersetzte, wurde von Hitler als größte geschichtliche Katastrophe propagiert. Später

jedoch sollte sich erweisen, wie wichtig gerade die Rettung dieses ungeheuren Menschenpotentials war. Aber nur die deutschen Frontbefehlshaber erkannten die sich hieraus ergebenden Konsequenzen. Deutschlands oberste Führung sprach von der »größten Schlacht aller Zeiten«, die unsere Soldaten siegreich beendet hätten.

Nach dieser Schlacht geht es ab 5. Juni in den weiteren Kampf gegen Frankreich. Eine Atempause wird weder den eigenen Truppen noch dem Gegner gewährt. Die Franzosen haben im Süden der bisherigen Kampfzone eine Abwehrfront aufgebaut. Dieser stehen aber jetzt genügend deutsche Kampfverbände gegenüber. Außerdem ist der französische Widerstand sehr schwach, so daß schon am ersten Tag tiefe Einbrüche erzielt werden. Die Divisionen aus der Flandernschlacht brauchen kaum noch einzugreifen.

Nach einer kurzen Ruhepause geht es für uns in Gewaltmärschen gegen die restlichen französischen Armeen. Wir sind endlich mal wieder zusammen mit der Kompanie.

Eine brütende Hitze breitet sich flimmernd über unserer Vormarschstraße aus. Sie war vorher die Rückzugsstraße der Alliierten, und so sieht sie auch aus. Wohin das Auge blickt, überall Bilder der Zerstörung einer sich auflösenden Armee. Allmählich jedoch, je weiter wir marschieren, geht das Bild der Landschaft in friedlichere Bereiche über. Wir durchqueren eine schöne Gegend. Auch geht die bisher passierte Ebene in eine leicht wellige Landschaft über, aus der sogar einige Berge herausragen. Am beeindruckendsten erscheint der Kemmel-Berg bei Ypern.

Wir durchqueren aber auch geschichtsträchtiges Land. Es ist die blutgetränkte Erde des Ersten Weltkrieges. Hier in Flandern bei dem Ort Langemarck griffen im November 1914 deutsche Reservedivisionen, die sich aus lauter Freiwilligen-Regimentern zusammensetzten, die Engländer an. Trotz schwerster Verluste stürmten damals blutjunge Menschen unter

dem Gesang des Deutschlandliedes die feindlichen Stellungen. An ihren ebenso todesmutigen wie vergeblichen Einsatz erinnern die später angelegten Soldatenfriedhöfe.

Als unser Regiment zwischen Dixmulden und Ypern einen längeren Halt macht, wollen Friese und Jagemann die Gedenkstätten besichtigen. Da auch Hauptmann Rohn und Leutnant Rödiger dasselbe vorhaben, wird das Vorhaben genehmigt. Jagemann hat sogar zwei Fahrräder besorgt.

Und so radeln sie in Richtung Poelkapelle, Langemarck. Schon vor dem Ort treffen sie auf riesige englische und belgische Soldatenfriedhöfe. Überall stehen dort Tausende von Holzkreuzen über flachen Grabhügeln. Überall liest man Namen Gefallener in Englisch und Französisch.

Schließlich erreichen sie den deutschen Friedhof. Er ist einmalig schön gelegen und auch in Ordnung gehalten. Unter Eichen erkennen sie auch hier viele tausend Holzkreuze. Der Friedhof berührt in seiner Schlichtheit und beeindruckenden Anlage jeden zutiefst.

In der Ehrenhalle prangt in großen Lettern der Spruch: »Deutschland soll leben, und wenn wir sterben müssen!« Und weiter lesen sie in der Halle: »Hier ruhen 6.253 bekannte und 3.780 unbekannte deutsche Soldaten.«

Den Ort Langemarck besuchen sie auch. Er ist in diesem Krieg verschont geblieben. Was uns auffällt, ist die überaus freundliche Haltung der Bevölkerung dieser Stadt gegenüber uns Deutschen. Viele sprechen hier auch Deutsch, vor allem in den Geschäften.

Auf dem Rückweg sehen wir uns noch einen kanadischen Friedhof an. Auch er ist wunderbar angelegt und beeindruckend durch die Zahl seiner Holzkreuze. Auch hier steht eine Ehrenhalle inmitten der Gräber. In verschiedenen Sprachen – auch in Deutsch – steht in goldenen Buchstaben: »Wir mahnen die Jugend der Welt, es soll nie wieder einen Krieg zwischen den Völkern geben!«

Betroffen steigen wir wieder auf unsere Fahrräder und fahren schweigend zurück zur Kompanie.

Der lange Marsch geht weiter über Kortrijk. Bei Doornik überschreiten wir die französische Grenze. Die Hitze wird immer unerträglicher. Um die Pferde zu schonen, müssen auch wir nebenherlaufen. Friese ist etwas glücklicher dran, weil er hin und wieder einmal den »Ritter« reiten darf. Feldwebel Tamm ist offenbar froh, wenn er mal wieder laufen kann. Und natürlich überläßt ihm Lank gern zeitweise das Stangengespann mit den beiden Dicken Romeo und Rigoletto.

In St. Amand ist nach den strapaziösen Märschen endlich wieder einmal ein Ruhetag.

Die Besatzung von der Muniprotze beschließt, einschließlich der beiden Fahrer, sich die Stadt anzusehen. Hier hat der Krieg wieder Spuren hinterlassen. Sie ist schwer zerstört. Um die Befestigungsanlagen, die erst kurz vor dem Kriege fertig geworden sein sollen, müssen sich schwere Kämpfe abgespielt haben.

Am Stadtrand entdecken sie einen Soldatenfriedhof. Alle, die hier liegen, sind am 21.05.1940 gefallen.

Anders als in den belgischen Städten werden wir hier als deutsche Soldaten keinesfalls freundlich empfangen. Haßerfüllte Blicke treffen uns. Auch sonst gibt es hier wenig erfreuliche Eindrücke, viel Armut, viele Bettler. Vor allem fällt auf, daß die Kriegsinvaliden des vorigen Krieges offenbar sich selbst und der Straße überlassen sind.

Der Marsch geht weiter über Valenciennes, immer tiefer nach Frankreich hinein, Tag um Tag jedoch ohne Feindberührung. Von der Front ist weit und breit nichts mehr zu hören.

Seit es nicht mehr knallt, ist auch unser Kompaniehund »Benesch« wieder bei uns. Er hat den Platz beim Spieß wieder mit seinem Stammplatz auf unserer Protze getauscht.

Aufgerichtet und aufgeregt bellt er von oben gern die Bevölkerung an.

Wenn der Abend kommt und wir auf irgendeiner Wiese ausspannen, bauen wir unsere Zelte auf. Mehrere Dreieckszeltplanen werden zusammengeknüpft. Eine Gummidecke vom Tommy dient als feuchtigkeitabweisender Unterboden. Nach den anstrengenden Tagesmärschen können wir darin wunderbar schlafen. Vorher sitzen wir oft noch vor den Zelten beisammen.

Gestern mußte Jagemann wieder einmal seine humanistische Schulbildung demonstrieren. »Habt ihr eigentlich schon einmal etwas von Hannibal gehört?«

Keiner aus der Runde wußte, wer das war. Nur Lank meinte, sein Hund hätte einmal so geheißen.

Jagemann läßt sich aber durch solche unqualifizierten Bemerkungen nicht entmutigen.

»Also«, posaunt er, »Hannibal war einmal ein großer Feldherr, ungefähr 200 Jahre vor Chr. Er wollte im Interesse seines Staates Karthago das mächtige Rom zu Boden zwingen. Daher marschierte er mit einem großen Heer von Afrika über Spanien und die Alpen bis nach Italien. Dort schickte ihm Rom sein Heer entgegen. Die Römer glaubten an einen leichten Sieg, aber es kam ganz anders. Bei Cannae bereitete Hannibal den Römern eine so schwere Niederlage, die sie niemals überwinden konnten. Es war die erste Umzingelungsschlacht in der Weltgeschichte.

Aber dann machte Hannibal einen großen Fehler. Er nutzte seinen Sieg nicht richtig aus, indem er konsequent nach Rom marschiert wäre. Statt dessen verzettelte er sich in kleineren Gefechten, und in Rom konnte man ungehindert neue Legionen für einen weiteren Kampf gegen ihn aufrüsten. Und diese neuen, gegen ihn aufgestellten Legionäre bereiteten ihm und seinem Volk Jahre später den totalen Untergang.«

»Das ist ja ganz interessant«, sagte Friese, »aber warum

erzählst du uns diesen alten Schinken aus längst verflossener Zeit?«

»Weil es Parallelen gibt«, meint Jagemann, »denkt doch mal darüber nach! Auch wir haben eine Umzingelungsschlacht durchgeführt, aber die geschlagenen Gegner nicht konsequent verfolgt. Wißt ihr noch, wie wir vor Dünnkirchen fast auf der Stelle traten? Und warum sind unsere motorisierten Einheiten von der anderen Seite nicht durchgestoßen? Mir kam das Ganze so vor, als wollte man den Engländer schonen!«

»Sie meinen also, daß es wirklich so war, daß man sie mit Absicht entkommen lassen wollte?« mischt sich jetzt Feldwebel Tamm in unser Gespräch. »Und nun meinen Sie, daß wir damit denselben Fehler gemacht hätten wie Hannibal nach seiner siegreichen Schlacht?«

»Deine Geschichte hätte ja wirklich Folgen«, mischt sich jetzt Krositz ein, »du meinst also, wir hätten einen schlimmen Fehler gemacht?«

»Könnte sein«, nickt Jagemann, und damit war der Unterricht beendet.

Immer noch hält die große Hitze an. Le Cateau, St-Quentin, Noyon, lesen wir auf den blauen Straßenschildern. Abends machen wir uns über die Fertiggerichte her, die uns der Engländer auf seinem Rückzug nicht ganz freiwillig überlassen hatte. »Wir leben wie der Herrgott in Frankreich!« meint Frahnert, als er sich mal wieder in einem Kochgeschirrdeckel Rindfleisch brät.

Eines Abends erfahren wir, daß jetzt auch Italien Frankreich den Krieg erklärt habe.

Manchmal treffen wir auf Einheiten, die unsere Marschrichtung kreuzen. Dann gibt es die unvermeidlichen Staus.

In Verfolgung des Gegners marschieren wir manchmal täglich 30 bis 40 Kilometer. Bei Compiegne machen wir mal wieder einen längeren Halt. Auch hier ist historischer Boden.

Hier wurde 1918 zwischen Deutschland und den Siegermächten der Waffenstillstand ausgehandelt. Diesmal bat einige Tage nach unserem Weitemarsch Frankreich die Deutschen um einen Waffenstillstand.

Alle Straßenschilder weisen jetzt auf Paris. Unsere Hoffnung, an der Eroberung von Paris teilzunehmen, zerschlägt sich. Paris wird zur offenen Stadt erklärt, und außerdem marschieren wir nördlich an der französischen Hauptstadt vorbei. Die Seine wird bei Bonnieres überschritten.

In Chartres findet aus Anlaß der Kapitulation Frankreichs am 22.06.1940 ein Vorbeimarsch vor dem Divisionskommandeur statt. Aber noch immer finden wir keine Ruhe, bis wir endlich über Le Mans und Laval Rennes erreichen.

Rennes, die große Stadt in der Bretagne, ist auch kaum vom Krieg betroffen, wenn man von den Zerstörungen durch unsere Luftwaffe im Bahnhofsgelände absieht. In einer landwirtschaftlichen Schule findet unsere Kompanie in den Internatsräumen endlich die verdiente Ruhe. Und endlich können auch unsere Pferde in den weitverzweigten Stallungen einmal wieder ausruhen.

Allmählich wird nach einigen Tagen die Dienst- und Exerzierschraube wieder angezogen.

Es ist wie früher, bevor der Marsch nach Westen begonnen hatte – als ob es nie diesen Krieg mit seinen Tausenden von Toten und Verstümmelten, zerstörten Städten und Dörfern mit endlosem Leid im Gefolge gegeben hätte.

Wird jetzt der Friede Bestand haben? Oder wird es irgendwann woanders wieder losgehen?

Es fiel uns schwer, nicht daran zu denken ...

*

In Berlin feierte man in diesen Tagen den Sieg über Frankreich. In ganz Deutschland läuteten tagelang die Glocken,

überall hingen Fahnen.

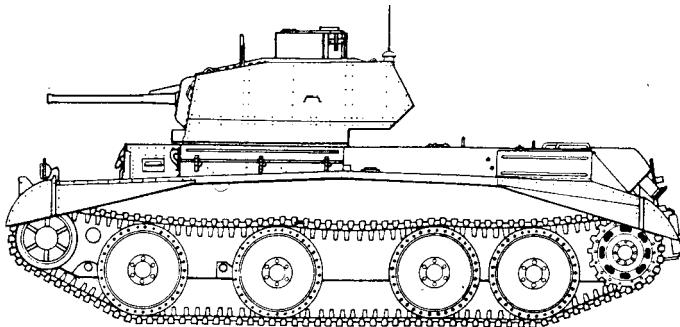
Die ersten heimkehrenden Truppenteile defilierten durch das Brandenburger Tor.

Die Menschen, die diesem Krieg bisher zurückhaltend gegenüberstanden, jubelten ihren tapferen Soldaten zu.

Keiner ahnte damals, daß noch fünf lange, schwere Kriegsjahre folgen würden, daß Berlin und viele Städte dann in Trümmern liegen würden und noch unsägliches Leid über viele Menschen, vor allem aber über die deutschen, kommen würde.

ENDE

Kampfwagen Mk.H (A 10)



Britischer A-10-Tank

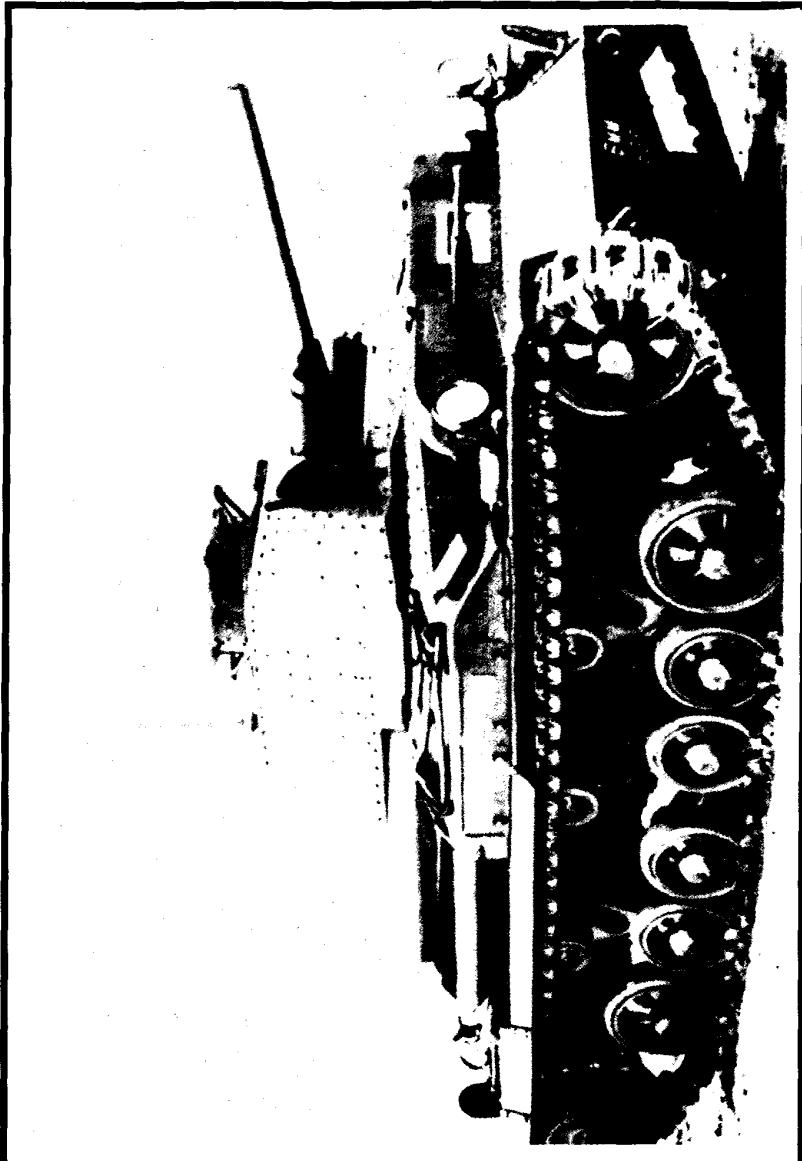
In Großbritannien, wo zwischen zwei Arten von Panzern unterschieden wurde – den sogenannten Kreuzer-Kampfwagen zur operativen Verwendung und den Infanteriepanzern zur Unterstützung der Erdkampftruppen –, entwickelte man aus dem mittleren Mark (Mk.) I (A 9) einen schwereren Typ, den Mk. II (A 10). Er sollte in der Lage sein, bei geringerer Geschwindigkeit, aber stärkerer Panzerung, mit der Infanterie zusammenzuarbeiten. Da er sich jedoch letztlich für eine Infanteriebegleitung als nicht geeignet erwies, wurde er zum schweren Kreuzer-Kampfwagen erklärt und entsprechend eingesetzt. Der Mk. II (A 10) besaß das gleiche Laufwerk und denselben Turm mit dem ausladenden Heck wie der Mk. I, unterschied sich aber äußerlich dadurch, daß bei ihm die beiden kleinen vorderen MG-Türme entfielen, er eine stärkere Kanone hatte und als erster britischer Panzer statt mit dem bisherigen wassergekühlten Vickers-Maschinengewehr mit dem neuen Besa-MG ausgerüstet war. Der Mk. II wurde in den Jahren 1938-1939 in einer Stückzahl von 175 gebaut, 1940 noch in Frankreich und bis Ende 1941 in Nordafrika eingesetzt, um dann durch neue, schnellere und besser gepanzerte Fahrzeuge

ersetzt zu werden. Als Abart gab es in wenigen Exemplaren auch einen Sturmpanzer auf dem Fahrgestell des Mk. II mit einer 9,5-cm-Haubitze.

Technische Daten

Länge:	5,49m
Breite:	2,52m
Höhe:	2,66m
Gefechtsgewicht:	14,4t
Motor:	Sechszylindermotor, 150 PS
Höchstgeschwindigkeit:	26km/h
Fahrbereich:	160km
Panzerung:	6-30 mm
Bewaffnung:	1 Kanone, 4 cm, 1 MG, 7,92 mm im Turm, 1 MG, 7,92 mm, im Bug
Munition an Bord:	100 Granaten sowie 4000 Schuß für MG
Besatzung:	5 Mann

Britische Panzerfahrzeuge



Kampfwagen Mark II (A10)